

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenunddreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1901.



3980



Inhalt.

Afghanistan	271	Gugaus Kunstphilosophie	414
Alter und Ewigkeit	146	Handelskammer f. Kampf.	
Amerikanische Gefahr f. Gefahr.		Hannoversche Straßenbahn	
Anarchismus f. Gedanken.		f. Straßenbahn.	
Aestheten f. Naturalisten.		Hausindustrie	213
Aufsichtsräthe	516	Humanität im Kriege	289
Ausstellungen, Pariser	58	Jesuitenmoral	87
Bakteriengifte und Immunität	221	Immunität f. Bakteriengifte.	
Ballin f. Morgan.		Journalismus	176
Bankbeamte	282	Kampf, der, um die Handelskammer	478
Baum, der, des Gewissens	268	Rebereien, Kriminalistische 20, 262,	
Berliner Leiden	127	377, 422, f. a. 36. Band 377.	
Benefizvorstellung	438	Kollwitz, Räthe	351
Binfaden f. So lange.		Kopien und Denkmäler	456
Bismarck-Erinnerungen	363	Kraß, der	154
Blaskowiz, Lieutenant	251	Kriminalistische Rebereien	
Boccaccios Rasche	75	f. Rebereien.	
Börsengesetzreform	124	Krisis, die	49
Brensig's Kulturgeschichte	103	Kuh, die	185
Bruno, Giordano	296	Kunst f. Durch.	
Bücherliste	440	Kunst in der Volksschule	70
Camorra in Neapel	303	Kunstempfinden f. Physiologie.	
Christa	463	Kupfer	32
Colonne in Deutschland	275	Liebenberg	203
Denkmäler f. Kopien.		Märchenbrunnen	1
Dortmunder Union	360	Maria von Magdala	443
f. a. Benefizvorstellung.		Mauthners Sprachwissenschaft	312
Durch Kunst zum Leben	170	Menschenkunst oder Hochstempel?	114
Eulenburg f. Liebenberg.		Möller, Handelsminister	
Gedanken, anarchische, über den		f. Notizbuch 288.	
Anarchismus	134	Morgan-Ballin	402
Gebichte in Prosa	26	Muse, die deutsche	483
Gefahr, die amerikanische	68	Nütterschuy	180
Geschäftsbericht	405	Narren, des, Traum	279
Geschichte, Deutsche	434	Naturalisten und Aestheten	189
Goethes Symbolik	235	Neapel f. Camorra.	

Neugriechisch	29
Nothstand, der strafrechtliche . .	491
Notizbuch	83, 198, 287, 519
Oesterreich und Ungarn	93
Pariser Ausstellungen f. Aus- stellungen.	
Pekinger Sternwarte f. Notiz- buch 84.	
Pfizer, Paul	141
Physiologie des Kunstempfindens	34
Plastik f. Probleme.	
Poddielesi f. Notizbuch 85.	
Pour le Mérite	165
Preßbögen	398
Prinz-Gemahl, der	407
Probleme der Plastik	150
Robe, die rothe	327
Röntgenstrahlen, die, in der Re- dizin	341
Rö Per	505
Sanirungen	162
Schall und Rauch	160
Schillerpreisstiftung f. Notiz- buch 288.	

Schlafwandlernächte	239
Schwachinn des Weibes	13
Seebad	118
Selbstanzeigen 121, 158, 192, 310 356, 393, 466, 512	
Siemens, Georg von	195
So lange der Bindfaden hält . .	431
Stenographie-Schwindel	388
Strassenbahn, Hannoversche . .	323
Talmi-Pariser, ein	308
Transvaal	371
Treber-Schmidt, der	247
Verse	116
Vaarenhaus-Beleihungen	80
Waldersee f. Pour le Mérite.	
Was ist uns Giordano Bruno? f. Bruno.	
Whistler-Ausstellung, eine . . .	396
Wirthshaus, das, der Zukunft .	470
f. a. 32. Band 288, 34. Band 550.	
Wreschener-Prozeß f. Trans- vaal.	
Zolltarif f. Geschäftsbericht	



Berlin, den 5. Oktober 1901.

Märchenbrunnen.

Eine ungemein lehrreiche Tragikomoedie ist jetzt in des Deutschen Reiches Hauptstadt zu schauen. Die berliner Stadtverordneten haben den Stadtrath Kauffmann zum zweiten Bürgermeister gewählt; der König will diesen Herrn nicht an der Spitze des Magistrates sehen, hat dem Erklärten einmal schon die Bestätigung versagt und wird sie wahrscheinlich auch dem Wiedergewählten versagen. Die Kommune hat von einer Privatfirma um hohen Preis zwei Straßenbahnlinien angekauft, weil sie sicher sein durfte, eine über die Straße Unter den Linden führende Verbindung schaffen und so die Ertragsfähigkeit der beiden Linien wesentlich steigern zu können; der König lehnt das Projekt ab, weigert dem Oberbürgermeister die auf dem Instanzenwege erbetene Audienz und schreibt auf den Bauplan der Lindenstrecke: „Unten durch, nicht drüber weg!“ Den Friedrichshain will die Kommune mit einer Brunnenanlage schmücken, die alle dem Kinderherzen theuren Gestalten der deutschen Märchenwelt in plastischen Bildern vereinen soll; dem König gefällt dieser Märchenbrunnen nicht, er verbietet, ihn so, wie er vom Stadtbaurath Hoffmann entworfen ward, aufzustellen, und zwingt mit einem Nachwort die als Jury tagenden Berufsgenossen des Künstlers, Herrn Hoffmann eine geringere Auszeichnung zuzusprechen, als sie nach reiflicher Ueberlegung gewünscht hatten. Auch andere städtische Monumentalpläne finden nicht den Beifall des Königs und müssen geändert oder ganz aufgegeben werden. Ein Wille nur soll in den preussischen Residenzen herrschen, einer ihr Stadtbild gestalten. Der König kann aus dem Thiergarten, je nach Belieben, eine Wiese oder einen englischen Park machen, die Städte mit Puppenalleen beschenken, alte Thore in Propy-

läden umwandeln, Dome im Trofaderostil bauen lassen, jeden Entwurf ändern, jedem von ihm gebilligten Denkmal den Platz anweisen. Darob sich zu entrüsten, wäre sinnlos; denn der König thut nur, was er thun darf. Bisher wenigstens ist kein Gesetz angeführt worden, das gegen solche Ubiquität des Königsrechtes spräche. Und die Frage, auf welcher Seite der feinere Kunstgeschmack ist, wird in diesem Fall nicht leicht zu beantworten sein. Gegen das Projekt einer die Straße Unter den Linden schneidenden elektrischen Bahn läßt sich Mancherlei sagen und Weltreisende wissen, daß auch republikanische Verwaltungen ihre Prachtstraßen vor Schienenwegen streng bewahrt haben. Der Gedanke, mitten in den Massenquartieren der Armuth und harten Arbeit, in einem Hain, der kein Luginspard, sondern eine Erholungsstätte der Mühligsten ist, eine Anlage zu schaffen, die in üppigen Barockformen heitere Märchenwelten heraufbeschwört, wird nicht Jedem begeistern. Und nach den Proben, die der Stadtbaurath Hoffmann, namentlich beim Empfang des Kaisers von Oesterreich, den Berlinern von seinem Können gegeben hat, werden nicht allzu Viele trauern, weil er auf die Große Goldene Medaille noch eine Weile warten muß. Darauf aber kommt es hier nicht an, eben so wenig wie auf die Frage nach dem Anspruch, den gerade der frühere Rechtsanwält Kauffmann auf den zweithöchsten Verwaltungsposten der Reichshauptstadt habe. Nur die Thatfache soll festgestellt werden, daß der Kommune Berlin die Möglichkeit selbständigen Handelns auf jedem Gebiet versperrt ist. Ihre Vertreter mögen sich noch so tief bücken, ohne Seufzen sich in die Sitte von Byzanz bequemen und glauben, sie hätten für den Hof schon so viel gethan, daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig bliebe: auf Schritt und Tritt stoßen sie an Schranken, die von Aufrechten nicht zu überschreiten sind und die in Flammenzeichen die Inschrift tragen: „Unten! durch, nicht drüber weg!“ Und um diesen herrlichen Zustand zu erreichen, hat im deutschen Norden das Bürgerthum ein halbes Jahrhundert lang und länger gekämpft.

Es ist zufrieden, lechzt nicht nach neuen Kämpfen und denkt nicht daran, durch kommunale Konflikte sich die Freude am Leben rauben zu lassen. Wäre der Krach nur erst überstanden, die Gefahr neuer Zusammenbrüche beseitigt und der Abschluß der Handelsverträge gesichert, dann brauchte feinetwegen im Rothen Haus kein Bürgermeister zu thronen. Was liegt an einem Märchenbrunnen, einer Straßenbahn, an Namen und Art eines Stadthauptes? Diese Dinge berühren kein Lebensinteresse der Bourgeoisie und können mit Börsenwigen abgethan werden. Im Grunde sind solche Konflikte ja sehr amüsant; jeden Morgen liest man was Nettes darüber und

kann jeden Abend den Ausgang beschwagen. Keinem kommt, in der Oberschicht wenigstens, der tolle Einfall, es zur Abwechslung wieder einmal mit starrer Opposition zu versuchen, den Empfängen, Paraden, Enthüllungen, Hoffesten fern zu bleiben, die Fahnen nicht auf Kommando herauszustecken oder gar Herrn Kirchner zu bitten, im Verkehr mit dem König künftig den Ton kühler Gentlemanhöflichkeit anzuschlagen, den der Bürgermeister von Rheims den russischen Autokraten hören ließ. Das fehlte noch! Jetzt, wo die Entscheidung über den Zolltarif bevorsteht! Das könnte den Agrariern in ihren Krampassen. Nein: man muß sich verständigen, Kleinigkeiten als Kleinigkeiten behandeln und zeigen, daß man nicht eigensinnig ist. Früher waren die Bürger so thöricht, Kämpfe ums Recht zu führen und sich blutige Köpfe zu holen, weil sie meinten, ihr Vaterland müsse anders regiert, die Fürstengewalt in engere Grenzen eingeschränkt werden. Auf diese Kämpfe der Ahnen sind die Enkel an Feiertagen höchst stolz; und lange konnten sie glauben, wirklich Brauchbares erstritten zu haben. Da bestieg Wilhelm der Zweite den Thron und nahm alle Rechte, die bisher nur auf dem Papier gestanden hatten, in vollem Ernst für sich in Anspruch, — und nun erst ließ sich ermesfen, welchen Preis der Liberalismus in den Kämpfen seit Achtundvierzig gewonnen hatte. Noch dröhnt uns das Trommelfell von dem Phrasengetöse. Noch erinnert unser Ohr sich des hellen Klanges, den damals das Schlagwort Selbstverwaltung hatte. Jetzt sehen wir, was diese Selbstverwaltung werth ist. So viel wie andere Errungenschaften des deutschen Liberalismus. Und Die am Grab ihrer Jünglingssehnsucht trauern sollten, sind, wenn sie nicht faule Industrie-papiere zu theuer gekauft haben, kreuzvergnügt und haben ganz andere Dinge zu thun, als hinter verstorbenen Idealen im Leichengefolge einherzulaufen. Gehts ihnen nicht, trotz der schlechten Geschäftszeit, noch immer ganz gut? Haben sie nicht weiter gebracht, als sie vor fünfzig Jahren hoffen durften? Aus dem Drang nach Freiheit und Selbstbestimmung ist freilich nicht viel geworden; doch nur rückständige Ideologen belasten sich mit solchen Sorgen noch heute den Kopf. Die Hauptsache ist, daß man behaglich an der Krippe sitzt und in Ruhe die besten Wissen kaut. Freiheiten und Rechte sind eigentlich nur noch als Kompensationen zu brauchen, mit denen man die Herrschenden günstig stimmt. Des Freisten Freiheit ist, ungehindert Geschäfte machen zu können; und den König, der ihm zu dieser einträglichsten Freiheit verhelfen soll, darf der Bürger nicht reizen, nicht ärgern, nicht durch Unbotmäßigkeit in den Bereich anderer Profitwünsche treiben. Denn der König ist nicht nur für Björnsons Bürger der Schlüssel zur Kasse, der

den Besitz vor Dieben sichert und den Hungernden den vollen Schrank sperrt. Am Ende kommt es ja doch auf die wirthschaftliche Macht an; wer die hat, muß sich früher oder später auch politisch durchsetzen und kann auf den Schein der Herrschaft verzichten. Die reichste Klasse hat millionen Möglichkeiten, ihr Wünschen ans Ziel zu führen, und kann submissiv lächeln, wenn ihr der Rang einer gleichberechtigten Großmacht verweigert wird. Diese Rechnung hat die Vernunft, hat alle Erfahrung revidirt und richtig befunden. Deshalb hat kein politisches Schlagwort ein so weithin tönendes Echo geweckt wie der Ruf aus den Tagen des Bürgerkönigthums: Enrichissez-vous! Deshalb ist Herr Eugen Richter ein einsamer Mann geworden. Deshalb ist die Bourgeoisie für keinen Kampf ums Recht mehr auf die Beine zu bringen. Und deshalb taugt die bourgeoise Heroenlegende nur noch zum Schmuckstück für einen Märchenbrunnen, der zwischen Dornröschens Ritter und dem Gestiefelten Kater auch den wider Tyrannenmacht gerüsteten Bürgermann im Bilde zeigt.



Hat auch die Sozialdemokratie ihr Heldenzeitalter schon hinter sich? Sie ist noch jung und konnte erst erstarren, als das Bürgerthum, wie Isaaks Sohn, zu Gewinn kam und mit Gnaden gesegnet ward. Seitdem blüht ihr Weizen. Die Pflichten, die der Liberalismus in der Eile nach raschem Erwerb vernachlässigt und verlübert hatte, wollte sie auf sich nehmen, alle, und nicht eher rasten noch ruhen, als bis den Völkern die volle Selbständigkeit erstritten, der Hunger der Aermsten gestillt, eine gerechte Vertheilung der Güter gesichert war. Sie versprach nicht wenig, nicht weniger als ein Tausendjähriges Reich, in dem das „natürliche Recht“ Rousseaus endlich anerkannt werden würde. Keine Kriege mehr, keine Konkurrenz mit ihrer entfittlichen Wirkung, keine Industriefrisen und keinen Uebermuth der Aemter; jeder Arbeit ihren ungeschmälerten Lohn und nur dem Faulenzer das Hungertuch. Aus hundert Röhren sprudelte es ans Licht; der Märchenbrunnen schien uner schöplich und brünstig drängten die dürstenden Massen sich an den legenden Quell. Welche Frechheit, hieß es, von Märchen, von transszendentem Glauben zu sprechen! Wenn je irgendwo, ward hier Wahrheit geschänkt. Nicht um die alten, verschollenen, belächelten Utopien handelt es sich. Ernste Wissenschaft hat ein Lehrgebäude errichtet, in dem sichs wohnen läßt und dessen Fundamente kein Rütteln kritischer Befehder zu lockern vermag. Zum ersten Male sieht die Welt eine Partei, die nicht auf listig auszubeutende

Zufälle wartet, nicht von dem Wünschen und Wirken einzelner Menschen abhängig ist, sondern, unbekümmert um Personen und Eintagsepisoden, ihr Ziel erreichen wird, weil sie es erreichen muß, weil die wirtschaftliche Entwicklung ihr den Sieg verbürgt. Werden die Reichen nicht immer reicher, die Armen ärmer? Ein Kapitalist frisst den anderen auf und der Tag kann nicht mehr fern sein, wo die Zahl der Expropriateure so klein geworden ist, daß es kaum noch Mühe kosten wird, die paar Riesen zu expropriieren. Dann schlägt die Schicksalsstunde, die dem Proletariate die Welt-herrschaft sichert. Alle zur Produktion brauchbaren Mittel werden sozialisiert und eine neue Gesellschaft wird begründet, in der es kein Privateigentum mehr giebt, der Mensch nicht mehr den Menschen mit wölfischer Blutgier umlauert, — ein reiner Bund, der zu gemeinsamem Werk freie und gleiche Genossen vereint. Die Weise klang süß; und, das Exempel schien, so weit man nachrechnen konnte, wirklich zu stimmen. Welche Verherungen der Mammonsdiens! anrichtet, sieht Jeder, der keine goldene Brille trägt, Jeder auch, wie herrlich weit die anarchistische Produktion es schon gebracht hat. Und Trusts, Syndikate, Kartelle, Großbanken, Waarenhäuser und ähnliche Erscheinungen zeigen, wie schnell das kleine vom großen Kapital aufgesaugt wird. Die Mittelschicht verdünnt sich von Jahr zu Jahr, dräuend klast zwischen Steinreichen und Bettelarmen der Abgrund und die Masse der „Verelendeten“, der ins Proletariat Hingestossenen, an der Erhaltung des Privateigentums nicht mehr Interessierten wächst so rasch, daß die Stunde nah sein muß, wo sie der alten Gesellschaft den Garaus machen werden. Vor der Hauptfrage hielten Manche freilich zögernd die Antwort zurück. Sie konnten sich nicht zu dem Glauben entschließen, der Eigennuß lasse sich durch Dekret von heute auf morgen aus dem Weltgetriebe schalten und in der kalten Zone des Kollektivismus sei das Gedeihen einer Menschengemeinschaft möglich. Dagegen sprach alle sozialpsychologische Erfahrung; und weil sie auf deren Stimme hörten, durften die Zweifler nicht in den Verband einer Partei treten, die im Kollektivismus ihres Strebens Endziel sah. Doch auch dieser Pessimisten Herzensneigung gehörte der Sozialdemokratie, der Partei, die furchtlos in segenden Gewittern für das Lebensrecht der Elendesten socht. Da erblickten sie tüchtige, geistig und sittlich starke Männer, die auf Wohlstand und weltliche Ehre verzichtet hatten, mit Apostelinbrunst ihren Glauben bekannten und die ganze Kraft an den Sieg der gerechten Sache setzten. Da war Ehrlichkeit im Wollen, Muth im Reden, Wahrhaftigkeit im Handeln. Und diese Männer wurden verfolgt, gepeht, wie

Räuber und Mörder für vogelfrei erklärt und Heuchler gescholten, wenn sie sagten, nicht der Gewalt der Fäuste vertrauten sie, sondern der ökonomischen Entwicklung, die kommen werde, kommen müsse und die keines Menschen bewaffneter Arm beschleunigen, keines Menschen frommes Gebet aufhalten könne. . . Das war eine schöne Zeit, eine Zeit neuen Glaubens, Etwas wie eine Renaissance der vorkonstantinischen Christenheit. Wie andächtig blätterten wir Alle in dem modernen Martyrologium, wie entzückt horchten wir auf die wuchtigen Hammerschläge einer Sozialkritik, die den morschen Leib einer ethisch und aesthetisch gleich widrigen Gesellschaft traf, wie beneideten wir die überzeugten Marxisten, die so fröhlich waren und so getrost im sicheren Erzpanzern ihres Selbstgefühls! Für sie gab es weder Zagen noch Staunen. Alles, was geschah, mußte geschehen, war von Marx längst vorausgesehen und konnte ihre Arbeit nur fördern. Mit höhnischem Lachen lehnten sie die Erörterung der Einwände ab, mit denen die Schaar der bürgerlichen Theoretiker dem neuen Evangelium nahte; wozu solche Afterswissenschaft, solche Mietzlingweisheit erst umständlich noch widerlegen? Das hatten ja Marx, Lassalle, Engels schon gethan, deren Streichen die „Bulgärdönomie“ ruhmlos erlegen war. Wer nun noch zweifelte, war ein Narr oder ein Schuft. Venzlich blühte das Sektenglück, mochten draußen auch Herbststürme brausen. Nur die Sozialdemokratie hatte die Wahrheit, das Recht, den seligmachenden Glauben. Nur sie ist berufen und auserwählt zum hohen Werk der Menschheitslösung. Nur sie kann aufrechten Hauptes im sauberen Feiertagskleid durch den Gassenschmutz schreiten, unbefleckt und unbefleckbar, weil sie von den herrschenden Gewalten nichts zu hoffen, nichts zu gewinnen hat.

Nichts zu gewinnen? Wirklich gar nichts? In kühlen Köpfen entstand die Frage. Auf die Entwicklung warten: sehr schön, sehr würdig und namentlich sehr bequem; aber es kann lange dauern, länger, als einst mancher Mann dachte. Und wer an ein Gesetz der Entwicklung, der Umwandlung glaubt, darf nicht wännen, dieses Gesetz werde eine Sekte nur, eine Partei unberührt lassen. Eigentlich, wenn man so um sich sieht, kann man sich nicht darüber täuschen, daß von den Hauptverheißungen keine erfüllt worden ist. Die wirthschaftliche Lage der Massen hat sich nicht verschlechtert. Die Zahl der an der Erhaltung des Privateigenthumes Interessirten ist gestiegen. Die Bourgeoisie ist nicht „eine reaktionäre Masse“, sondern in Gruppen gespalten, die einander erbittert bekämpfen. Sogar der Mittelstand ist nicht verschwunden, ist kaum noch zusammengeschrumpft; und zwischen Bürgerthum

und Proletariat ist die genaue Grenzbestimmung schon schwierig geworden. Es ist anders gekommen, als Marx geweissagt hatte, ganz anders; auch sein Genie konnte irren, konnte für ein ewiges Weltgesetz halten, was nur das Ergebnis eines halben Jahrhunderts englischer Wirtschaftsgeschichte war. Nirgends, so weit man das Auge schießt, ist heute die Hoffnung auf eine kollektivistische Umgestaltung der Gesellschaft sichtbar. Immer neue Wege weist dem Kapital der Trieb nach Selbsterhaltung, Paarung und Mehrung. Soll da, darf da eine kämpfende Partei, die der Sektenenge entwachsen ist und für Millionen das Wort führt, unthätig harren, bis das Siegersglück ihr in den Schoß fällt? Darf sie sich mit unerbittlicher Kritik der im Besitzrecht Wohnenden begnügen und, wenn ihr kleine Gewinne winken, mit stolzer Geringschätzung rufen: Alles oder nichts? Herr von Vollmar war der Erste, der den Muth zu offener Antwort auf diese Fragen fand. Im Jahre 1891 sprach er auf dem erfurter Parteitag gelassen das damals noch große Wort: „Die Darstellung, daß die Weltwende unmittelbar bevorsteht, ist ein Phantom, ein verlockendes Irlicht. Der Optimismus eines verzüchteten Gläubigen, eines Eristikers, gehört dazu, an den alsbaldigen Sieg zu glauben.“ Er hat nie die weiße Fahne gehißt, nie unklug gerathen, die Hoffnung auf endgiltigen Sieg einzuscharren; aber die Verhältnisse zwangen ihn zu praktischer Arbeit. Seine bayerischen Bauern wären ihm davongelaufen, wenn er versucht hätte, sie dreißig Jahre lang mit den Brocken des Marxismus zu füttern. Aus der Alltagsnoth mußte er ihnen helfen, so gut ers vermochte, und beweisen, daß ihr Interesse bei ihm besser gewahrt sei als bei dem Vertreter irgend einer anderen Partei. Das hat er gethan, unbekümmert um Theorien, und in Soienfaß und in München die Leute, die zu ihm kamen, gewiß nicht erst katechisirt, ob sie auch Atheisten seien, Republikaner und strenggläubige Marxisten, sondern sich gefreut, wenn die fromme Einfalt eines gut mittelschläfischen Landmannes oder Kleinbürgers bei den „Sozi“ Hilfe suchte und fand. So ist er in Bayern eine Macht geworden, mit der Regierung und Centrum rechnen müssen. Er hat sich seiner Haut gewehrt, wenn der Kampf nicht zu vermeiden war, sonst aber den Vorwurf des Possibilismus, des Opportunismus und eitler Streberei lächelnd hingenommen und auch auf eine Entwicklung gewartet: auf die Entwicklung der eigenen Partei.

Sehr lange brauchte er nicht zu warten. Während die Orthodoxie ihn noch schmähte, ihn der Preisgabe heiliger Prinzipien zieh, wuchs die Zahl Derer, die dem Beispiel des Bayern folgten, folgen mußten, weil ähnliche

Verhältnisse sie auf seinen Weg drängten. Die Gewerkschaften waren erstarrt, Sozialdemokraten vielfach in Landtag und Kommunalvertretungen gewählt. Da gab's eine Menge kleiner, unscheinbarer und doch wichtiger Arbeit. Die Diktatur des Proletariates, die Beseitigung des Privateigenthumes war da nicht zu erreichen; die lokalen Machthaber lachten nur, wenn ihnen in pathetischer Rede die nahe Expropriation angedroht wurde. Die Genossen mußten sich wohl oder übel mit dem Bestehenden abfinden und taktische Künste lernen. Kamen sie aber in die Fraktion und berichteten von ihren Erfolgen, dann sahen sie fast immer saure Mienen. Das war auch gerade der Rede werth! Hier einen Strich verhindern, dort einen Fabrikinspektor ins Budget geschmuggelt, da ein Bißchen Arbeiterschutz durchgesetzt. Und darum Kompromisse mit bürgerlichen Parteien, Budgetbewilligungen und ein unanständiges Kugeln mit der Tyrannenmacht? Schöne Erfolge, die uns die Schlachtordnung für den Klassenkampf ruiniren! Die so Gescholtenen murerten. Was leistet denn Ihr? Auf hohen Stimmgabelhaufen hocht Ihr und haltet Reden, jahrein, jahraus die selben Reden, denen Niemand mehr lauscht, schleudert Superlative ins Land, die längst nicht mehr wirken, und prophezeit einen Zusammenbruch, vor dem die Kapitalisten das Fürchten fast schon verlernt haben. Der Große Kladderadatsch kommt vorläufig nicht und im Reichstag könnt Ihr einstweilen nicht auf die Mehrheit rechnen. Unsere Erfolge sind freilich nicht glänzend; neben Euren aber dürfen sie sich noch sehen lassen. So entstanden im einst einheitlichen Gefüge der Partei zwei Gruppen, die einander mißtrauisch maßen und ungerecht beurtheilten. Nach außen blieb der Schein der Einheit gewahrt und Keinem der Großen fiel es ein, das Dogma anzutasten. Ueber das Ziel gab es keinen Zweifel; und dem gemeinsamen Gegner bestritt man sogar ins Gesicht, daß über den zu wählenden Weg die Meinungen sich geschieden hatten.

Nur an hohen Parteifeiertagen noch sah man seitdem die ganze Genossenschaft an dem Märchenbrunnen vereint. Wenn dann die Wasser spielten und das alte Ciapopeia vom Himmel auf Erden gesungen ward, fuhren die neuen Feudalherren entsezt auf und riefen zornig: Seht Ihr! Die Rote ist noch nicht gezähmt; nur harte Gewalt kann sie bändigen und uns vor der Gefahr eines Umsturzes schützen. Und so oft solcher Ruf ertönte, reichten die Genossen einander die Hand und vergaßen des kleinen Haders.

*

*

*

Dieser Zustand konnte noch Jahre lang dauern. Da fühlte Herr Eduard Bernstein sich berufen, der Luther des demokratischen Sozialismus zu werden.

Der Sohn einer bürgerlichen Demokratenfamilie, der Vassalles anti-liberale Schriften als Herausgeber mit wüthenden Glossen versehen und die ganze politische Unfähigkeit der deutschen Demokratie als Vatererbe mit auf den Lebensweg bekommen hatte. Kein Genie, nicht einmal ein überragender Geist, aber ein ehrlicher, gründlich gebildeter und dialektisch begabter Mann. Ein Strafverfahren hatte ihn aus der Heimath getrieben. Und während er in London saß und, um für sich und die Seinen Brot zu schaffen, rastlos Artikel für sozialdemokratische Blätter schrieb, schwand ihm mählich der feste Glaube an die Allheilskraft des Marxismus, auf den er früher geschworen hatte. Als er der Sinnesänderung ganz sicher war, schien es ihm unredlich, den Genossen die Betschrung zu verbergen. Er sagte nicht: „Liebe Freunde, ich bin nicht mehr Marxist, macht mit mir, was Ihr wollt!“ Aber er fing an, das Gespinnst des Meisters der Theorie sach aufzutrennen. Was er vorbrachte, war nicht neu; ungefähr mit den selben Worten hatten bürgerliche Gelehrte es oft gesagt. Die konnte man als rückständige Jubelgreise und Kapitalistenknechte verhöhnen. Jetzt sprach ein Sozialdemokrat, der für die Partei gelitten hatte und der so leicht nicht totzuschimpfen war. Politische Freunde baton ihn, er möge doch schweigen und Theorie ruhig Theorie sein lassen; sie hätten ganz andere Hunde zu peitschen und in der praktischen Tagesarbeit werde sich Alles schon finden. Umsonst. Der ehrliche Mann mußte reden, die Mängel der Theorie enthüllen und den Genossen ein neues Ziel zeigen. Er wollte so ziemlich das Selbe wie die „Opportunisten“; nur hatten Die nicht Lärm geschlagen und dem Jugendideal feierlich vor allem Volk den Abschied gegeben. Dafür wurden sie in der bourgeoisen Welt auch nicht so berühmt wie der Genosse Bernstein. Der war plötzlich der „größte lebende Theoretiker der Partei“ und „ein wahrhaft schöpferischer Geist“. Und als sein Name immer wieder an ihr Ohr drang, waren auch die Regirenden endlich klug genug, dem so laut Gepriesenen die Grenze des Vaterlandes zu öffnen. Einem politischen Kopf hätte schnell die Erkenntniß getagt: Die Feinde der Arbeiterpartei loben Dich über den Klee, die Regierung des Klassenstaates läßt Dich heimkehren, — also mußt Du auf dem falschen Wege sein. Der ehrliche Mann aber sagte sich wohl: Das liberale Bürgerthum ist doch viel anständiger, als die von Vassalles Phrasen bethörten Genossen glauben, und auch die Regierung ist nicht

so schlimm, wie sie behaupten; Bürgerthum und Regierung ehren in mir die Wahrhaftigkeit des Redens und Handelns und schämen sich, mir noch länger die Heimath zu verschließen. Er kam zurück und wohnt seit den ersten Pentagen dieses Jahres in Berlin.

Alle Hoffnungen, mit denen die Gegner der Sozialdemokratie ihn begrüßten, hat er erfüllt. Alles, was in Jahrzehnten mühsam und unter schweren Opfern aufgebaut ward, hat er niedergerissen. In bester, lauterster Absicht und ganz sicher, ohne zu ahnen, daß keine Menschenmacht den Schaden wieder gutmachen kann, den er seiner Partei zugesügt hat. Das ahnen vielleicht sogar die Genossen noch nicht, die dem enfant terrible zürnen; aber sie werden es merken. Die Mystik ist fort und die Sozialdemokratie ist heute eine Partei wie andere Parteien. Das ist schlimm; schlimmer, daß auch die Furcht der Bourgeoisie geschwunden ist, daß kein halbwegs Verständiger mehr vor dem rothen Gespenst zittert. Und der Angst vor diesem Spuk dankten wir, selbst Bismarck hat es offen ausgesprochen, die Anfänge einer sozialen Reform. Was sollte der ruhige Bürger jetzt noch fürchten? An Putzche, Straßenaufstände, an irgend eine Revolution im „Heugabelsinn der Gewalt“ denkt kein Sozialdemokrat. Der Große Kladderadatsch ist für absehbare Zeit auch nicht zu erwarten. Und die marxistische Lehre ist, wie der „größte lebende Theoretiker der Partei“ täglich erzählt, veraltet und von der Entwicklung überholt. Hätte der Kapitalist keine anderen Sorgen: der Gedanke an die Umtriebe der rothen Genossenschaft würde ihm nicht den Schlaf stören. Das hat mit seiner ehrlichen Selbstkritik Herr Eduard Bernstein vollbracht.

* * *

In Lübeck hat er Besserung gelobt. Den Rath der Parteitagsmehrheit, künftig nicht nur Programm und Taktik der Genossen, sondern auch die bürgerliche Gesellschaft streng zu kritisiren, will er befolgen. Zu spät. Was er zu sagen hatte, hat er gesagt; und seines kritischen Bestrebens Wirkung konnte er im Bilde dieses Parteitages erkennen. Nie hat die Geschichte der Sozialdemokratie den Gegnern ein so klägliches Schauspiel geboten. Dieses öde, rüde Schimpfen, Stunden lang, Tage lang! Auch früher wäre die Rede möglich gewesen, in der die wackere Frau Zeitlin dem Herausgeber der „Zukunft“ nachsagte, er habe keine Ueberzeugung und deshalb müsse seine Zeitschrift mehr Leser finden als das „wissenschaftliche Organ“ der Sozialdemo-

kratie; auf solche Erbärmlichkeit hat Herr Auer die beste Antwort gegeben, als er einer nicht minder lauten Dame zurief: „Liebe Genossin, Sie können von mir sagen, was Sie wollen; nur, bitte, loben Sie mich nicht!“ Das war schon eher neu; und es klang noch wie sanftes Säuseln im Vergleich mit den schänden Schimpfreden, die hin und her flogen. Die Sozialdemokratie ist eine Arbeiterpartei und braucht ein derbes Wort nicht zu scheuen. Eine Genossenschaft aber, deren Matadore einander wissenschaftliche Verleumdung, Mißbrauch privater Gespräche, Denunziation, Rechtsbengung, Perfidie, Infamie, verrätherische Preisgabe der wichtigsten Parteigrundsätze und ähnliche Dinge vorwerfen, darf sich nicht wundern, wenn die Führer ihr Achtung versagen. Und bei jedem Thema wiederholte sich das schäbige Gezänk, jedes sank in die Schlammfluth persönlicher Schimpferei. Aber man blieb zusammen im alten Parteiverband. Nur keine Spaltung! Selbst die Genossen, denen man kaum noch verblümt den Vorwurf des Parteiverrathes gemacht hatte, wurden nicht aufgefordert, ihre Talente anderen Fraktionen zu widmen. Duldsamkeit war die Losung. Und schließlich einten sich mit den Stimmen auch die Herzen in einem Protest gegen die Schmach des Brotwuchers. Das Fieber war gewichen, die Krisis überstanden. Wer weiß, ob wir am Märchenbrunnen nicht bald wieder das Gruppenbild friedlicher Eintracht sehen?

Nur wird im Blick des Betrachters jezt die fromme Andacht fehlen. Es wäre unklug und ungerecht, der wüsten Rauferei wegen die tüchtigen Männer zu schmähen, die oft mit leidenschaftlichem Opfermuth für ihren Glauben eingetreten sind und, wie andere Führer des Volkes, den alten, tröstenden Glauben auch dann noch der Masse erhalten wollten, als sie selbst ihn längst verloren hatten. Wie andere Führer des Volkes . . . Das ist's. Den Nimbus besonderer Reinheit, Wahrhaftigkeit, unerbittlicher Ehrlichkeit bringt keine Sonnenwende zurück. Die Sozialdemokratie hat das Schicksal des Liberalismus erlebt. Auch sie kann nicht mehr sagen, sie öffne jeden Winkel dem grellsten Licht, sie habe die Wissenschaft, die einzig wahre, sie übe die schroffste Selbstkritik und dürfe deshalb auch Andere mit rücksichtsloser Schärfe kritisiren. Auch sie ist auf der Bahn der Kompromisse und Vertuschungen angelangt und muß zugeben, daß ihres Lagers Zeltwände nicht nur Heilige umfassen. Doch sie ist stark und hat Arbeit in Fülle vor sich. Bei politischer Arbeit geht es, mag sie für einen Caesar oder für die Majestät des Demos besorgt werden, nie mit ganz reinen Händen ab; die Saubersten haben sie hinterdrein gewaschen und Gevatter Grundehrlich ist unter schlauen Spielern stets

Schwarzer Peter geworden. Woher kam denn in Lübeck die Wuth? Der holde Schleier war weggerissen, die Legende durchlöchert; Keiner traute dem Nächsten mehr über den Weg, Jeder fürchtete, als Heuchler oder wenigstens als Zweifler dem Pfaffenkonzil verdächtig zu werden.

Nun beginnt ein neues Kapitel. Für den Kampf um politische Macht braucht man keine Mystik, keinen transszendenten Glauben und kein wellendes Dogma; wie man, mit welchen Mitteln, Listen und Opfern, politische Macht erwirbt, hat die Bourgeoisie der Großkaufleute eingesehen, hatten die englischen Gewerkschaften erkannt, als sie den Agitatoren und Demagogen den Laufpaß gaben.

Die Tragikomoedie ist aus, neben dem alten ein neues Ideal in die herbstende Erde versenkt. Welches Glück, daß der Entwurf des Märchenbrunnens geändert wird! So viel Platz wird der neue Plan doch wohl lassen, daß der Wundertraum von dem rothen Menschheitlenz im Bild auf die Nachwelt kommt.



Schwachsinn des Weibes.

Unter dem Titel „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ ist eine Abhandlung veröffentlicht worden, die einen leipziger Arzt, Dr. J. P. Möbius, zum Verfasser hat. Die jetzt dreiundneunzig Druckseiten umfassende Schrift liegt schon in dritter Auflage vor, doch nimmt der ursprüngliche Text nur vierundzwanzig Seiten ein, während Rechtfertigungsvorworte und Entgegnungen die anderen zwei Drittel füllen. Wenn weitere Auflagen mit weiteren Vorreden und Anhängen folgen, so kann das Schriftchen zum stattlichen Bande anwachsen. Uebrigens scheint mir das Beisägen der Entgegnungen eine nachahmenswerthe Neuerung. Denn:

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede,
Man soll sie billig hören Beebe.“

Einige Kritiker, sagt Möbius in seiner Vorrede zur dritten Auflage, hätten ihm diesmal offen zugestimmt. Zustimmungende Besprechungen habe er in der petersburger Medizinischen Wochenschrift, im Ärztlichen Vereinsblatt, in der Deutschen Medizinischen Presse, in der Zeitschrift für Behandlung Schwachsinniger und Epileptiker, in „Nord und Süd“, in der „Heilkunde“, im Reichsmedizinalanzeiger gefunden. Zur Ehre der betroffenen ärztlichen Fachschriftsteller nehme ich an, daß ihre „Zustimmung“ eine sehr bedingte und partielle ist. Sie beschränkt sich hoffentlich im Wesentlichen auf den Satz, daß Gesundheit für das Weib wichtiger ist als Gelehrsamkeit und Bildung, — eine Wahrheit, über die wohl alle Verständigen einig sind. Was die Auffassung betrifft, die Möbius im Allgemeinen vom Weibe hat, so können ihr nur verbohnte Weiberhasser oder Schwachköpfe beitreten. Ich denke viel zu hoch von unserem deutschen Arztstand, um glauben zu können, daß er sich zum Theil aus Weiberverächtern und Schwachköpfen rekrutire.

Die Weiber sind schwachsininig, lehrt Möbius. Ferrero und Lombroso haben den Beweis der geistigen Inferiorität des Weibes sehr gut geführt. Körperlich ist das Weib ein Mittelbeing zwischen Kind und Mann; doch während beim Kind der Kopf relativ größer ist als beim Mann; ist der des Weibes nicht nur relativ, sondern auch absolut kleiner. In diesem kleinen Kopf wohnt natürlich ein kleines Gehirn. Auch hat Rüdinger nachgewiesen, daß für das Geistesleben hervorragend wichtige Gehirnthteile beim Weibe schwächer entwickelt sind als beim Mann und daß dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht. Die geistige Reaktion auf äußere Reize ist beim Weibe geringer als beim Mann. Selbst in der Geschicklichkeit ist der Mann

dem Weibe überlegen, denn Geschicklichkeit ist im Grunde eine Leistung der Gehirnrinde. Der Instinkt macht das Weib thierähnlich, sicher, heiter und anziehend; doch ist sein Instinktleben von unreifem Denken gestört. Es hat kein eigenes Urtheil. Aller Fortschritt geht vom Manne aus. Das Weib hängt wie ein Bleigewicht an ihm. Es hemmt den Edlen, denn es vermag Gutes und Böses nicht zu unterscheiden. Zu seiner natürlichen Einseitigkeit kommt die durch seine Stellung bedingte Enge des Gesichtskreises. Es ist moralisch einseitig und defekt. Gerechtigkeit ist ihm ein leerer Begriff. Dazu kommt die Heftigkeit der Affekte, die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung. Wäre das Weib nicht körperlich und geistig schwach, so wäre es sehr gefährlich. Es beschimpft, verleumdet, ist grausam, zanküchtig, schwachhaft. Das Schwagen ist sein Hauptvergnügen und sein eigentliches Genie. Es hat nie Etwas schaffen, nie Etwas erfinden können, nicht einmal Nothen und Rezepte. Es leistet weder in der Kunst noch in der Wissenschaft Erhebliches. Es ist nicht im Stande, sachlich zu sein, — und so weiter.

Leider giebt es genug thörichte, unfaltivirte Weiber, auf die solche Charakteristik paßt. Wem wären sie noch nicht über den Weg gelaufen? Doch man höre Herrn Möbius nun weiter.

Wie das Weib eben geschildert wurde, so ist es nicht nur, sondern so muß es sein und so soll es bleiben, denn so hat es die Natur gewollt. Es hat nur die einzige Bestimmung, dem Manne Kinder zu gebären, sie zu pflegen und zu warten.

Man kann wohl die Meinung haben: das Weib soll gesund und natürlich sein, ungelehrt, unverbildet und von kräftigen Instinkten, damit es ein Gegengewicht bilde für die Kulturentartung des Mannes, da der zu den höchsten Dingen außersehene Mann eine intensiv mit der Natur verwachsene, triebhaft sichere Genossin gleichsam als das ihn am Mutterboden festhaltende Schwergewicht nöthig habe. Ich verstehe diese Männersehnsucht vollkommen. Doch so, wie Möbius das natürliche Weib darstellt, ist es weder gesund noch angenehm noch förderlich und ganz sicherlich nicht einer der großen, schönen Gedanken der Natur.

Ist das Weib wirklich so, wie Möbius sagt, so ist es ein minderwerthiges, gefährdendes, widerwärtiges, entartetes Geschöpf, entartet durch eine einseitige Männerkultur. Dann wäre es das einzig Rechte, eine gründliche Umgestaltung der bisherigen, so unvortheilhaft wirkenden Stellung des Weibes anzustreben, und jeder Versuch und jeder Weg, der dahin führen könnte, wäre berechtigt. Doch hören wir Möbius weiter.

Die Natur verlieh dem Weibe eine ganz kurze körperliche und geistige Blüthezeit zum Zweck des Gattensanges. Ist dieser Zweck erreicht, so verfällt es körperlich und geistig. Es wird häßlich, es wird stumpfsinnig. Alte

Weiber sind von je her — und natürlich nicht ohne Ursache — Gegenstand des Spottes, ja, des Hasses gewesen. Sie sind nicht etwa schlechter als die jungen; aber da kein Jugendreiz mehr über ihre Bosheit und Dummheit täuscht, zeigt sich diese unverhüllt und nimmt lächerliche Formen an. Die geschlechtliche Differenzierung ist beim Menschen viel größer als beim Thier, weil das Kind länger hilflos bleibt als irgend ein Thierjunges.

Unsere Männerwelt hat sich sehr entrüstet über Helene Bölaus Roman „Halbthier“, in dem die Farben allerdings etwas stark aufgetragen schienen. Wenn man aber einen Möbius hört, muß man bekennen, daß Frau Bölau noch sehr maßvoll gewesen ist in ihrer Charakteristik einer bestimmten Klasse von Männern und deren Auffassung des Weibes.

Das Weib hat also nach Möbius diese Bestimmung: einen Ehemann zu erobern, Kinder zu gebären, sie zu pflegen und dann körperlich und geistig aufzuhören, lange vor dem Tode.

Das Weib wird bekanntlich im Durchschnitt älter als der Mann. Siebenzig bis sechsundsiebenzig Jahre sind kein ungewöhnliches Alter. Nehmen wir als eine Durchschnittszahl fünf bis sechs Kinder an. Nehmen wir an, daß die erste Geburt im neunzehnten, die letzte etwa im siebenundzwanzigsten Lebensjahr erfolgt, daß die Pflege der hilflosen Kleinen noch weitere sechs Jahre ihre Kräfte in Anspruch nimmt — Möbius redet nur vom Pflegen und Warten, nicht etwa vom Erziehen —, so bleiben ihr siebenunddreißig Jahre und mehr frei. Wenn die Natur das Weib mit allen Fähigkeiten ausstattete, die der Mann hat — Möbius betont Das nachdrücklich —, nur in etwas geringerem Maße, um ihr für ein langes, langes Leben abschließlich die geschlechtliche Aufgabe zu überweisen, so ist sie grausam und sinnlos verfahren.

Grausam erscheint uns die Natur freilich oft. Doch schuf uns Menschen die selbe Natur so, daß wir Ungerechtigkeit und Grausamkeit aus unserem tiefsten Empfinden heraus verneinen. Obwohl die Natur den Schwächeren durch den Stärkeren gewürgt haben will, wollen wir Das nicht, sondern wir setzen dem Naturrecht des Stärkeren ein anderes, menschliches Recht entgegen, das uns vornehmer erscheint. Hier würde allerdings bereits die Abwendung von der Natur beginnen, die jede Kultur mit sich bringt als den Todeskeim. Wiederum ist aber alle Fortentwicklung Naturgesetz, so daß auch die scheinbare Abkehr von der Natur noch durch die Natur selbst und in ihr sich als Nothwendigkeit vollzieht.

Gerechtigkeitsliebe ist eine Anlage des Menschen, die zwar leicht verküppeln und verkümmern kann, die ihn aber immer nöthigen wird, den Brutalitäten der Natur ein eigenes, verfeinertes, veredeltes Wollen entgegenzusetzen. Ja, der Mensch wird selbst dann noch dem eigenen Gerechtigkeits-

gefühl folgen müssen, wenn er selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Wir müßten aus unserem eigenen Gefühl heraus die Natur korrigiren, wenn sie wirklich so grausam ungerecht und roh am Weibe gehandelt hätte, wie Möbius annimmt. Und zwar unter allen Umständen, es möge daraus werden, was wolle. Eben so wenig wie wir uns heute auf Kosten von Sklaven bereichern wollen, können wir den männlichen Theil unserer Rasse dadurch stärken wollen, daß wir die weibliche Hälfte ihrem eigenen Kulturverlangen zum Trotz auf möglichste Thierstufe herabdrücken.

Selbst wenn also das Weib in so hohem Grade von der Natur benachtheiligt wäre und selbst wenn durch erzwungenes Verharren des Weibes auf seiner Halbthierstufe eine längere Dauer unserer Rasse zu erzielen wäre, so würde das sittliche Bewußtsein des Edelmenschen entscheiden müssen: „Nein! Unter dieser Bedingung nicht.“ Leben um jeden Preis will das Thier. Dem Adel des Menschen ziemt es, freiwillig auf das Leben zu verzichten, wenn es nur noch unter schmachvollen Bedingungen erhalten werden kann.

Doch ich sehe uns keineswegs vor diese harte Wahl gestellt. Die Angst des Dr. Möbius vor dem Untergang der Rasse durch das massenhafte Ueberhandnehmen von „Gehirndamen“ ist ganz so am Schreibtisch und aus der Theorie geboren wie die heldenhafte kleine Nora Ibsens, die den eifernden Zorn des Doktors hervorgerufen hat. Wuthentbrannt griff Möbius zu den Waffen und zog in den Kampf gegen Windmühlenslägel. Eine tiefere Verbeugung konnte Herr Möbius übrigens der Dichtkunst des alten Norwegers nicht machen. Er sagt zwar, daß nicht sowohl die Nora, die ja nur ein Theatergepenst sei, als der begeisterte Beifall, den ihr Handeln gefunden, ihn so sehr erschreckt habe. Solcher leidenschaftliche, andauernde Beifall kann allerdings nachdenklich machen und auch zum Erschrecken Anlaß geben, etwa über die eigene Stumpfheit und Blindheit; denn er pflegt dann aufzutosen, wenn es einem Zeitgenossen gelang, Das klar zu formuliren, was schon auf vielen Gemüthern dumpf und bedrückend lastete, ohne seinen Ausdruck finden zu können. Neue Gedanken haben diese Wirkung nie. Sie stoßen zunächst auf Unglauben und Widerwillen. Wo ein Sturmwind an Zustimmung und Antheilnahme aufspringt, da ist Etwas ausgesprochen worden, das sich lange im Stillen vorbereitet hatte und für dessen Aufnahme die Gemüther reif waren. Das sollte Möbius wissen. Er selbst hat freilich Nora ganz so aufgefaßt, wie unsere „versimpelten“ Bierphilister, eine Spezies, die leider beinahe so zahlreich vertreten ist wie die der „versimpelten“ Weiber. Diese sehen in Nora nichts als die pflichtvergeßene Frau, die Mann und Kinder verläßt, um der eigenen Bildung willen.

Möbius also ward von Ekel und Zorn erfasst. An dem Gelehrtenstuben-Horizont seines Geistes flog das Gepenst des „neuen“ Weibes auf.

Er sah die gesund-schwachkönnigen Weiber zu Gehirndamen werden, die keine Kinder gebären wollen oder können und damit den Untergang des Volkes herbeiführen müssen. Und darum rief er, so laut er konnte: Männer Europas, schüzt Euch vor dem Intellektualismus der Weiber! Unfluger Weise brach er im Uebereifer den eigenen Waffen die Spitze ab, da er von dem gefunden, naturgemäßen Weibe und seiner Stellung ein so abstoßendes Bild entwarf, daß jeder einsichtige Mann nur lächelnd den Kopf schütteln konnte.

Und doch ist in der Schrift Mancherlei, das eine ernste Gegentrede wohl verdient, manche richtige Beobachtung, mancher unstreitig wahre Vordersatz.

Ich glaube, zum Beispiel, mit Möbius, daß das kräftigere Instinktleben gesunder Weiber ein kostbares Gut ist, viel kostbarer als irgend welche Gelehrsamkeit. Aber ich glaube, daß der fortschreitenden Abnahme dieser Instinktkraft durch die Einflüsse der Kultur innerhalb eines Kulturvolkes auf keine Weise Einhalt zu gebieten ist, am Allerwenigsten durch einen dem erwachten Persönlichkeitsbewußtsein des Weibes angethanen Zwang.

Ich glaube auch, daß die geistigen und körperlichen Fähigkeiten des begabten Weibes ein Wenig geringer sind als die des entsprechend begabten Mannes; aber sicherlich sind alle Fähigkeiten des Weibes von der Natur zur Entwidlung bestimmt und ihrer werth.

Die Befürchtung, daß durch Kultivirung der weiblichen Kräfte ein reiz- und nutzloser Zwitter herangezüchtet würde, halte ich für durchaus unbegründet. Man verwechselt künstliche Aufspaltung männlicher Wesenszüge mit organischer Entfaltung des im Keim vorhandenen Menschlichen. Uebrigens wäre es eben so aussichtsvoll, die Hälfte der Wassermasse eines reißenden Stromes am Weiterfließen hindern zu wollen, wie die eine Hälfte eines Kulturvolkes nöthigen zu wollen, auf der Naturstufe zu verharren.

Die Gefährdung der Rasse durch Rassenzüchtung von Gehirnweibern ist, wie gesagt, ein Gelehrtenstübengespenst. Möbius insbesondere, der von der Sterilität, Stumpfheit, Unsachlichkeit und Interesselosigkeit des Weibes überzeugt ist, hat doch gar keine Veranlassung, einen Rassenabgang der Weiber zum Gelehrtenberuf zu fürchten. Obendrein versichert er, daß die gelehrten Frauen nicht die guten seien und auch für den Mann nichts Anziehendes hätten. Und Das ist auch von Anderen so oft gesagt worden, daß ich selbst, wenn ich nicht zufällig das Gegentheil wüßte, glauben könnte, es sei wahr. Bei der beträchtlichen numerischen Ueberzahl der Frauen aber würde selbst ein größerer weiblicher Gelehrtenstand, als wir ihn zu erwarten haben, noch keinen Schaden anrichten. Daß die im öffentlichen Leben thätige hochgebildete Frau steril ist oder ihre Kinder schlecht versorgt oder daß diese Kinder schwächlich ausfielen, ist bis heute nicht erwiesen worden. Es wäre mir dagegen leicht, ein halbes Duzend Beweise für das Gegentheil zu erbringen.



In Wirklichkeit wird sich immer nur eine kleine Minderheit von Weibern den gelehrten Berufen zuwenden, weil sie ihnen in der That nicht liegen. Und Das ist gewiß gut. Aber muß es nicht seltsam berühren, wenn die selben Männer, die sich über die Heirathslust der Weiber so viel lustig machen, sofort auf den "Verkauf" kommen, diese "Heirathslust" könne sie ganz verlieren, obwohl das Weib nicht mehr gar so abhängig sei? Dieser Sorge dürfen sie sich getroßt entschlagen. Der Trieb nach Mann und Kind, ganz besonders der mütterliche, ist viel zu stark im Weibe, als daß er je durch etwas Anderes ersetzt finden könnte. Krankhafte Ausnahmen wird es immer geben, hat es aber auch immer gegeben. Im Ganzen werden die wirthschaftlichen Verhältnisse das Schwanken der Eheschließung am Meisten beeinflussen. Aber mit oder ohne staatliche Sanction werden die Menschen fortfahren, sich zu paaren und Kinder zu zeugen. Das geistig am Höchsten entwickelte Weib wird am Tiefsten begreifen, daß es für sie über die Mutterchaft auf Erden nichts giebt. Vieles daneben, nichts darüber.

Also: wozu der Lärm?

Wir haben in Deutschland mit Kulturfaktoren zu rechnen, die unsere Masse in unendlich viel höherem Grade schädigen, als es emancipirte Frauen je thun werden: viele unserer Industrien, die Arbeit in den Fabriken, der Alkoholismus, die erotischen Ausschweifungen der Großstadtyugend und ähnliche Dinge. Angesichts solcher tausend- und tausendfachen Verkümmern und Vergiftung des Elternmaterials erscheint es doch beinahe Wahnsinn, sich über ein paar Hundert unabhängiger Frauen aufzuregen. Wer mitten im Leben steht, sehe sich um und sage dann, wo er geistiges und körperliches Siechthum gefunden hat: bei den Fabrikarbeitern, Webern, Hungerdorbewohnern, Vergleuten und ihren Familien oder bei den „neuen Weibern“. Ein Männergeschlecht, das nicht im Stande ist, den größten Theil seiner Weiber vor schwerer Arbeit, Siechthum und Hunger zu schützen, sollte wenigstens schweigen, wenn die Frauen endlich einmal ihr Heil auf eigene Faust versuchen. Die Fabrikfäule und Maschinen sind wohl die grimmigsten Feinde unserer Volksgesundheit, auch der geistigen. Und doch können wir auch hier dem nach ewigen Befehlen vorwärts rollenden Wagen der Zeit nicht in die Räder fallen. Wir können nur trachten, unsere sozialen Einrichtungen den gewaltsam veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen angemessener zu gestalten. Hier aber gerade hat das geschmähte „neue“ Weib seine Arbeitskraft eingesetzt. Auch diese Frauen lassen sich die Gesunderhaltung unseres Weibmaterials angelegen sein; nur konstruiren sie sich nicht Zukunfterkrankungen, sondern suchen da zu helfen, wo das Elend mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen ist. Daß die Weiber der besitzenden Klasse der Nervosität nicht entgehen, zumal in den großen Städten, ist sicher; allein dies ver-

breitete Uebel tritt in der schlimmsten Form gerade bei den geistig Unbeschäftigten auf. Das gebildete Mädchen gelangt vielfach, trotz heftigstem Vergehren danach, nicht zur Ehe. Gibt man ihm keinerlei Ersatz, keinen Nothab, seine Anlagen in anderer Form auszuleben, so verfällt es dem aller kümmerlichsten Siechthum. Das Buch der Gabriele Reuter von dem vergebens wartenden und hoffenden Mädchen aus guter Familie hat einen so großen Erfolg gehabt, weil es rückfichtslos ein Uebel aufdeckt, an dem ungezählte Frauen elend zu Grunde gehen. Die Mädchengymnasien sind ein Nothbehelf, eine Konzession an vorhandene staatliche Einrichtungen. Es wäre gewiß ausgezeichnet, wenn man die Erziehung unserer Mädchen auf einer von der bisherigen und von der männlichen durchaus verschiedenen Grundlage aufbauen könnte. Die Mädchen müßten in ländlicher Freiheit aufwachsen, in einfachen Verhältnissen, recht mitten in der Natur. Sie müßten kräftig turnen, schwimmen, wandern, Bewegungsspiele im Freien spielen, sehr gut ernährt werden; und möglichst wenig Gedächtnißwissen müßte in ihre jungen, frischen Hirne eingetrichtert werden. Dagegen müßten sie aber von früh auf geübt werden, zu beobachten, zu überlegen, sich klar und bündig auszudrücken und sich zu beherrschen. Sie könnten durch die kleine Welt des Dorfes praktisch am sozialen Leben theilnehmen lernen. Auch müßten sie zeitig erfahren, was Ehe und Mutterchaft nicht allein für sie selbst, sondern auch für das Gemeinwohl bedeuten, aber auch, wie reich sich für den tüchtigen Menschen das Leben noch außerhalb jener Naturberufe gestalten läßt. Doch Das ist eine Utopie. Wir müssen mit dem heute Erreichbaren rechnen, bis uns Besseres zugänglich wird. Jedenfalls ist es sehr ungerecht, die Uebertreibungen einiger unklaren Weiberköpfe als das Wesen der heutigen Frauenbewegung hinzustellen. Es wäre eben so richtig, die große Reformationbewegung zu Luthers Zeit nach den Ausschreitungen der Wiedertäufer und Bilderstürmer beurtheilen zu wollen. Es giebt keine bahnbrechende Idee, die nicht von Witzköpfen erfaßt und verzerrt wird. Diese uralte Erfahrungsthatfache sollte der gelehrte Herr Doktor besser wissen als ich mit meinen bescheidenen 53 cm Schädelumfang. Herr Möbius schwinde sich also auf seine Rosinante und reite heim. Sein Windmühlensampf hat uns einen ganz guten Dienst erwiesen. Denn wie sagt doch Goethe? „Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen: diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.“

Dorf Wiefenthal in der Rhön.

Frieda Frein von Bälou.



Kriminalistische Kezereien.*)

II. Richter und Juristen.

Die Kometen pflegen nach vieljährigem Herumschweifen im kalten, dunklen Weltraum zur Sonne zurückzukehren und in deren Nähe eine kurze Zeit lang zu glänzen. So nähert sich das Menschengeschlecht — freilich nur in seinen höchsten Vertretern: hervorragenden Völkern oder Volksteilen — hie und da einmal, nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden der Barbarei, seiner unsichtbaren Sonne, von der es das geistige Licht und die Herzenswärme empfängt. Zeitalter der Humanität nennen wir solche Perioden der Sonnennähe. Das letzte hat vor hundert Jahren kulminiert. Alle Zeiten der Humanität — es giebt ihrer nicht viele — haben ihren Namen auch dadurch gerechtfertigt, daß sie den Beruf der Menschenbildung für den höchsten hielten, pädagogische Zeitalter waren. Man muß es deshalb zu den Zeichen der Entfernung aus der Sonnennähe rechnen, daß heute einige — hoffentlich nur wenige — Gymnasiallehrer die Titel Schulaufsessoren und Schulreferendare erstreben. Menschenbildner, Männer, die so glücklich sind, den erhabensten, edelsten, schönsten, feinsten und dankbarsten aller Berufe ausüben zu dürfen, verlangen nach den Titeln der Männer, denen die traurige Pflicht obliegt, Lumpen und Verbrecher einzulochen! Welch eine grundverkehrte Schätzung der beiden Berufsarten!

Mit diesem Ausruf trete ich weder der Rechtsordnung noch den hohen Beamten zu nah, die dem heute so genannten Juristenstande entnommen zu werden pflegen. Nicht der Rechtsordnung. Obwohl sie, wie wir gesehen haben, nicht einmal die verwirklichte Gerechtigkeit, geschweige denn die sittliche Weltordnung ist, kommt ihr doch die höchste Bedeutung für das Dasein und die Gesundheit der Völker zu, so daß man sie höher achten muß als das Unterrichtswesen, schon darum, weil dieses keineswegs unerläßliche Grundbedingung der Volksbildung ist. Homer, der größte Dichter aller Zeiten, hat keine Schule besucht; und sein Volk, das gebildetste aller Völker, hat es erst nach seinem politischen Untergange zu Schulen gebracht, um die sich wenigstens die Gemeinde, wenn auch noch nicht der Staat, kümmerte. Und die Rechtsordnung hängt noch weniger von den Juristen ab als die Bildung von einer durch den Staat geregelten Schulmeisterei. Die selben Griechen steckten voll Juristerei und sind dabei an einer schlechten Rechtsordnung zu Grunde gegangen. Das einzige Volk, bei dem der Kampf ums Recht — nicht, wie in Rom und sonst überall, der Kampf der Stände um Rechte, sondern der Kampf ums Recht, um die Entscheidung darüber, ob das Gesetz

*) S. „Zukunft“ vom 7. September 1901.

oder die Willkür herrschen soll — das einzige Volk, bei dem dieser Kampf durch die Entscheidung für das Gesetz weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, ist das englische. In England giebt es keine Streitsache, die den ordentlichen Gerichten entzogen werden könnte, und diese Gerichte dürfen nur nach den Gesetzen urtheilen. Jeder Bürger kann jeden Beamten und jede Behörde, von denen er Unrecht erlitten zu haben glaubt, vor den ordentlichen Gerichten verklagen und kein Landrath, kein Regierungspräsident und kein Minister darf den Mann durch Erhebung des Kompetenzkonfliktes um sein gutes Recht bringen. Aber die ordentlichen Gerichte bestehen nicht aus Juristen, sondern aus Laien; nur die Vorsitzenden der Vierteljahrsitzungen, ihre Stellvertreter und die Mitglieder der hohen Gerichtshöfe sind Berufsrichter. Und auch sie sind nicht eigentlich Juristen in unserem Sinn. Im *corpus juris* werden sie, so viel ich weiß, nicht examinirt; als Lehrlinge der Barristerschulen bereiten sie sich in der Praxis durch Aneignung der heimischen Gesezskunde und der Routine im Prozeßführen auf ihren Beruf vor. Die Männer aber, die dem Gesetz zur Herrschaft verholfen und die *Rule of Law* — freilich nicht ohne selbst das formelle Recht gröblich zu verletzen — als einen rocher de bronze stabilirt haben, die Hampden, die Pym, die Independents, waren auch nicht einmal im englischen Sinn Juristen. Dem Grundsatz, daß der in gesetzlicher Form ausgesprochene Volkswille Staatswille ist, nicht irgend welcher Juristerei, verdankt England die ungebrochene Willenskraft der Männer, die seine kommerzielle und koloniale Weltherrschaft begründete, während auf dem Kontinent der Absolutismus im Bunde mit juristisch gebildeten Bureaukraten die Volkskraft brach.

Doch auch diesen juristisch gebildeten hohen Beamten streite ich die ihnen gebührende Ehre nicht ab. Ich leugne durchaus nicht, daß die Wirksamkeit eines Ministers, eines Regierungspräsidenten, eines Landraths, eines Hypotheken- und Waisenrichters, eines Notars, wenn diese Herren tüchtig und gewissenhaft sind, mehr Segen stiftet und mehr Unheil verhütet als die eines Gymnasial- oder Volksschullehrers. Nur darf man nicht vergessen, daß diese sehr ehrenvollen und segensreichen Thätigkeiten nur zufällig und willkürlich mit der Juristerei verknüpft sind und daß ihr Erfolg nicht von dieser abhängt. Was Bismarck geleistet hat, dazu haben ihn wahrhaftig nicht die im Referendarexamen bewiesenen Kenntnisse befähigt. Auf welchem Gebiet wimmelt es mehr von Rechtsfreitigkeiten als auf dem des Handels? Nun: dieses Reßort hat man in Preußen soeben einem Kommerzienrath anvertraut; und Herr Moeller wird seine Sache ohne Zweifel besser machen, als sie ein durchschnittlicher Jurist machen würde. So wird man hoffentlich mit der Zeit zur Leitung des Kirchenwesens einen Theologen, zu der des Unterrichtes einen Pädagogen, zu der des Medizinalwesens einen Arzt

berufen und an die Spitze der landwirthschaftlichen, der Post- und Eisenbahnverwaltung immer nur Fachmänner stellen, wie es im Militärdepartement von je her gewesen ist. Und was ein Regierungspräsident, ein Landrath, ein Bürgermeister braucht, sind auch nicht in erster Linie juristische Kenntnisse, sondern Kenntnisse der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse, Organisations-talent, Regierungstalent, die Kunst, Menschen zu behandeln. Und wo ein Hypotheken- oder Waisenrichter oder ein Notar das Volkswohl fördert, da sind es wiederum nicht seine juristischen Kenntnisse, denen man es zu verdanken hat, sondern seine Rechtschaffenheit, sein warmes Herz, seine Geschäftsroutine, sein praktischer Sinn und sein gesunder Menschenverstand. Gerade die Beamten endlich, an die man bei dem Wort Jurist zunächst zu denken pflegt, weil ihre Thätigkeit die Blicke des Publikums am Meisten auf sich zieht, die Strafrichter, scheinen mir der juristischen Gelehrsamkeit am Allerwenigsten zu bedürfen. Bis vor einigen Jahren bildeten berliner „Justizhumoresken“ eine stehende Rubrik im Anekdotentheil der Zeitungen: manchmal unfreiwillig komischer, meist aber nur alberner oder frecher Quatsch, mit dem die Angeklagten in Bagatelprozessen die Richter langweilen oder auch boshaft dikaniren. Ich habe mir jedesmal, wenn ich solche Späße las, gesagt: wie können sich nur hoch und fein gebildete Männer dazu hergeben! Wie schreibt doch Paulus? Er tabelt die Korinther, daß sie ihre Rechtshändel vor heidnische Richter schleppen und daß sie überhaupt Rechtshändel haben. Wenn Ihr aber nun einmal, sagt er ihnen, von solchen Dummheiten durchaus nicht lassen könnt oder wollt, so setzet die Unansehnlichsten, die Ihr in der Gemeinde habt, zu Richtern! Nebenbei ein Beweis dafür, daß das Urchristenthum wirklich eine Humanitätsreligion war, denn zu einer solchen gehört auch, daß sie die Dinge nach dem verschiedenen Werth, den sie für den Menschen haben, richtig einschätzen lehre. Und daß zum Richten keine juristische Gelehrsamkeit nöthig ist, haben ja die Gesetzgebungen aller modernen Staaten ausdrücklich dadurch anerkannt, daß sie die wichtigsten Entscheidungen nach dem englischen Vorbilde den Geschworenen anvertrauten.

Freilich sind die meisten Juristen Gegner dieser Institution. Einer von ihnen, dessen Ausführungen ich neulich gelesen habe, übrigens ein Mann, der seine Amtspflicht sehr ernst nimmt, verwirft zwar die Geschworenenengerichte, nicht aber die Betheiligung der Laien an der Strafrechtspflege. Die Schöffengerichte empfiehlt er warm und will ihre Zuständigkeit sogar auf fast alle Strassfälle ausgedehnt wissen. Er findet nur die Arbeitstheilung beim Schwurgericht unzumuthig, die Wechselwirkung beim Schöffengericht dagegen für beide Theile höchst vortheilhaft. Für das juristische Element, weil die ausschließliche Beschäftigung mit Strassachen den ohne Gegengewicht sich selbst überlassenen Juristen leicht verrohe oder zu handwerkmäßigem Schleudrian

verleite, weshalb alle tüchtigen Juristen aus der Strafkammer in die Civilkammer strebten. Für das Laienelement aber, weil doch nun einmal der Richter von Sach die Sache besser verstehe. Doch wenn man seine Ausführungen über diesen Punkt erwägt, so bemerkt man, daß es nicht eigentlich die juristische Vorbildung ist, von der er die größere Befähigung ableitet, sondern die in der Praxis erlangte Uebung. Wie der Arzt besser heile als der Quacksalber, der Lehrer bessere Schulstunden gebe als der Handwerksmeister, dem Pfarrer das Predigen besser gelinge als dem Küster, so könne jeder einzelne Straffall, für sich genommen, keinen besseren Richter finden als den berufenen, der seinen Geist dafür ausgebildet und geschärft habe. Das ist wohl richtig; nur passen die drei Vergleiche nicht ganz. Denn bei allen dreien hängt allerdings der Erfolg von der Uebung ab (deshalb giebt es auch Ausnahmen von der Regel; und ein Schäfer, der große Uebung im Schienen gebrochener Knochen und im Einrenken hat, heilt Beinbrüche besser als ein Arzt, dem alle Jahre mal ein solcher Fall unter die Hände kommt), daneben aber auch von dem Maß der erworbenen Fachkenntnisse. Latein kann der Handwerksmeister nicht bloß nicht gut, sondern gar nicht lehren, weil ers nicht gelernt hat. Um aber zu beurtheilen, ob ein Mensch einen Diebstahl begangen hat oder nicht, braucht man keinerlei Fachkenntnisse, sondern nur gesunden Menschenverstand; und um herauszubekommen, welcher Paragraph des Strafgesetzbuches auf den Fall paßt, braucht man außer einem logischen Kopf nur die Fähigkeit, lesen und das Gelesene dem Gedächtniß einprägen zu können.

Wenn dann weiter von Juristen gesagt wird, der Laie kenne nicht die Schliche der Verbrecher, er verstehe nicht die Kunst, aus dem Angeklagten und den Zeugen die Wahrheit herauszuloden, so handelt es sich doch auch dabei weder um das *corpus juris* noch um sonstige juristische Gelehrsamkeit, sondern um praktische Psychologie, Erfahrung und Routine; aber es taucht da außerdem noch die sehr wichtige Frage auf: Liegt denn wirklich so sehr viel an der Ermittlung der Wahrheit in all den unzähligen Strafprozessen? Wäre es denn ein großes Unglück und ein Schade oder eine Gefahr für die Gesellschaft, wenn in allen den Fällen, wo ein Gesändniß nicht zu erlangen ist, und bloß auf Grund eines oft recht künstlich konstruirten Indizienbeweises verurtheilt wird, das Verfahren mit einem *non liquet* eingestellt würde? Daß Redensarten wie: jedes Verbrechen müsse seine Sühne finden, der verletzten Gerechtigkeit müsse Genüge geschehen u. s. w., keine Berechtigung haben, hat meine erste Betrachtung gezeigt. Später werden wir sehen, daß die vernünftigen Zwecke, die der Strafrechtspflege gesetzt werden können, bei der Art, wie sie heute geübt wird, überhaupt nicht erfüllt werden, so daß es ziemlich gleichgiltig ist, wie viele Straftthaten abgeurtheilt werden, wie viele

„ungeführt“ bleiben und ob alljährlich ein paar hundert Jahre Gefängniß mehr oder weniger verhängt werden; abgesehen davon, daß unzählige Handlungen, die heute als Straftthaten gelten, zum Beispiel die meisten der sogenannten Preßvergehen, überhaupt keine Vergehen sind und daß die dagegen verhängten Gefängnißstrafen nicht nur für die Verurtheilten, sondern auch für den Staat und die Gesellschaft ein Uebel und eine Schädigung sind. Also unsere ganze Strafjustiz ist eine Sache von sehr untergeordneter Bedeutung; und so weit man sie nicht entbehren zu können glaubt, bedarf es dazu keiner juristischen Gelehrsamkeit. Die Kenntniß der Gesetzgebungen verschiedener Völker mag für den Historiker, für den Philosophen, für den Gesetzgeber von hohem Werth sein; dem Manne, der zu entscheiden hat, ob der Angeklagte den fraglichen Diebstahl begangen hat und wie viele Wochen, Monate oder Jahre er sitzen soll, nützt sie gar nicht. Mehr juristische Kenntnisse braucht der Civilrichter, aber doch wohl auch nicht in fremden und in heute nicht mehr geltenden Rechten, sondern nur in den Rechtsbüchern unseres Vaterlandes; und daß die so zahlreich sind und daß wir so viele dicke Bände voll Gesetzesparagraphen haben, die bei der Rechtsprechung ins Spiel kommen können, daß man also ein Verußstudium daraus machen muß, wenn man in ihnen einigermaßen heimisch werden will: Das ist nun eben kein Vorzug unseres heutigen Lebens; hoffentlich kommt aber kurz oder lang eine Sintfluth — es braucht nicht gerade eine wässerige zu sein —, die unsere Verwickelungen und alle die in unzähligen Archiven und Registraturen aufgethürmten paperasses wegschwemmt und uns einfachere Verhältnisse beschert. Manches könnte ja heute schon durch Besserung unserer Sitten geschehen. Wie unzählige Prozesse werden aus reiner Zanksucht und Rechtshaberei geführt! In Fällen, wo das Recht der einen Seite klar ist, sollte gar kein Prozeß geführt, sondern der Streit durch einfache Verfügung erledigt werden. In verwickelten Fällen aber ist der Prozeß ein Glücksspiel: da das Recht eben nicht klar ist, hängt die Entscheidung davon ab, was dem Richter zufällig Recht scheint. Daher hat die Weisheit auf der Gasse Recht, die von je her gelehrt hat, daß ein magerer Vergleich besser sei als ein fetter Prozeß. Theilung des streitigen Objekts ist in zweifelhaften Fällen nicht allein das Vernünftige, sondern auch das Gerechte. Das müßte ins Volksbewußtsein eindringen. Luther macht es einmal an folgendem Fall klar: Ein aufsichtslos umherlaufender Mählesel steigt in einen Fischertahn, der schlecht angebunden ist. Durch das Schwanken wird der Rahn losgerissen, geräth in die Strömung, — und Rahn und Esel verschwinden auf Nimmerwiedersehen. Der Müller und der Fischer verklagen einander auf Schadenersatz. Wie soll da entschieden werden? Beider Nachlässigkeiten, durch die Jeder sich selbst und dem Andern geschadet hat, heben einander

auf. Das sollten sie anerkennen. Und so, sagt Luther, ist es in allen Prozessen; es giebt in streitigen Fällen kein klares Recht, sondern nur Billigkeit; billig aber können die Leute gegen einander sein, ohne Richter und Anwälte zu bemühen. Und wie viele Prozesse entspringen bei uns aus der in Deutschland herrschenden abscheulichen Pumpwirthschaft! Würde die Baarzahlung im Kleinverlehr, im kaufmännischen die Zahlung durch Wechsel ausschließlich üblich, so fielen die meisten Schuldklagen weg. Welches Zeugniß stellen Behörden ihrer eigenen Moralität und Einsicht aus, wenn sie den Arbeiterkonsumvereinen, einer der wichtigsten Veranstaltungen für die Erziehung des Volkes zur Baarzahlung, das Leben sauer machen!

Messen wir den Werth der verschiedenen Berufsarten an dem Grade ihrer Unentbehrlichkeit, so finden wir den des juristisch gebildeten Strafrichters auf einer recht niedrigen Stufe. Keine über den Unkulturzustand des Wilden hinaus gelangte Gesellschaft kann den Landwirth und den Handwerker, keine höher civilisirte Gesellschaft den Lehrer, den Gelehrten, den Techniker, den Arzt, den Künstler, den Kaufmann, den Verwaltungsbeamten entbehren. Der juristisch gebildete Civilrichter dagegen ist nur in verwickelten Rechtsverhältnissen nöthig. Was aber den Strafrichter anlangt, so wäre der juristisch ausgebildete schon jetzt zu entbehren; und in einer wohlgeordneten Gesellschaft würde überhaupt kein Strafrichter nöthig sein. Im Kleinen hat es solche Gesellschaften immer gegeben, giebt es sie heute noch; in einem der schweizer Urkantone soll das einzige Gerichtsgefängniß Jahre lang leer stehen. Daß das Juristenthum bei uns eine so hervorragende Rolle spielt, kommt eigentlich nur von der Einrichtung unserer Universitäten. Es scheint geziemend, daß die Männer, die im Staate die höchsten Ämter bekleiden, auf der höchsten Bildungstufe stehen und daher eine der höchsten Lehranstalten besucht haben müssen. Nun sind unsere Hochschulen in einer Zeit entstanden, wo es keine anderen Studienzweige gab als Theologie, Philosophie und Medizin, wozu auf dem Festlande das römische sammt dem kanonischen Recht kam. In England blieb der Hochschulunterricht auf die Theologie und die Humaniora beschränkt. Daran muß ein Gentleman wenigstens genippt haben; und ein barrister, der zu den höchsten richterlichen Ämtern berufen werden kann, muß natürlich ein Gentleman sein. Aber seine Rechtskenntniß und Rechtspraxis erwirbt er sich weder in Eton noch in Oxford, sondern in den Inns und den Gerichtssälen. Auch bei uns muß vom höheren Staatsbeamten gefordert werden, daß er sich den höchsten Bildungsgrad erworben habe; und da nun hier die ursprünglich dem römischen und Kirchenrecht gewidmete Abtheilung der Hochschule zur Ausbildungsanstalt für die richterlichen und Verwaltungsbeamten geworden ist, so läßt sich der Aspirant auf Staatsämter bei der juristischen Fakultät einschreiben. Aber unser altes Hochschul-

wesen ist in einen Umwandlungsprozeß eingetreten, der zur Auflösung führen dürfte. Die philosophische Fakultät hat sich in eine Anzahl von Fachschulen gespalten, die mit einander und mit der Philosophie wenig zu thun haben, und nur durch das äußere Band des gemeinsamen Gebäudes, der gemeinsamen Disziplin und der studentischen Lebensweise zusammengehalten werden. Aus dieser unförmlich angeschwollenen Fakultät ist die Technische Hochschule herausgewachsen und nach vollzogenem Abschnürungsprozeß stellt sich nun die Tochter als gleichberechtigt neben die alma mater: bald wird der Dr. ing. dem Juristen so manches Staatsamt streitig machen, das Dieser zu seiner Domäne zu rechnen sich gewöhnt hatte. In der juristischen Fakultät aber treten das corpus juris und andere ehrwürdige Alterthümer immer mehr zurück hinter Das, was man früher Camerallia nannte und was sich jetzt in immer mehr Disziplinen verzweigt, da zu den alten Staatswissenschaften neue, wie Statistik, Nationalökonomie, Soziologie, Versicherungstechnik, treten. Schließlich ist der zukünftige Verwaltungsbeamte genöthigt, nach Absolvierung seines Universitätsstudiums, das vorläufig immer noch das juristische heißt, praktische Landwirthschaft oder Kaufmannschaft zu erlernen oder sich im Verg-bau, in der Elektrotechnik und in anderen Gebieten seines Konkurrenten Dr. ing. umzusehen, wenn er Landrath, Berufsconsul oder Aufsichtbeamter bei Verkehrsanstalten werden will. Die juristische Fakultät wird sich also in eine Fakultät der Staatswissenschaften umwandeln, der Name Jurist wird seinen Nimbus einbüßen und die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung — auch die Bekämpfung der Kriminalität — werden nicht mehr juristisch, sondern technisch behandelt werden.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Gedichte in Prosa.

Der Schüler.

Na Narcissus gestorben war, wandelte sich die Quelle seiner Freude in einen Born bitterer Thränen. Und die Orcaiden hasteten weinend durch den Wald, der Quelle ihre Pieder zu singen und ihr Trost zu bringen. Und als sie gewahrten, daß die Quelle zu einem Born bitterer Thränen geworden war, lösten sie die grünen Flechten ihrer Haare und weinten und sagten: „Wir wundern uns nicht, daß Du den Tod des Geliebten also beweinest, denn er war schön.“

„War Narcissus schön?“ fragte die Quelle.

„Wer sollte es besser wissen als Du?“ antworteten die Dreden. „Wie blickte er auf uns; Dich aber hatte er gesucht und neben Dir lag er hingestreckt, in Dich versenkte er seine Blicke und im Spiegel Deines Wassers sah er die eigene Schönheit.“

„Ich aber“, antwortete die Quelle, „ich liebte Narcissus, weil, wenn er neben mir hingestreckt lag und seine Blicke in mich versenkte, ich im Spiegel seiner Augen immer nur meine eigene Schönheit wiederjah . .“

* *

Der Meister.

Als die Finsterniß über die Erde gekommen war, stieg Josef von Arimathia mit brennender Fienfackel vom Hügel hinab ins Thal, denn er hatte in seinem Hause zu thun. Und unterwegs stieß er auf einen Jüngling, der nackt war und weinend auf den Steinen des Thales der Verzweiflung kniete. Sein Haar hatte die Farbe des Honigs und wie eine weiße Blume war sein Leib; doch der Jüngling hatte ihn zerfleischt. Und auf dem Haupte trug er Wische; trug sie, als wärs eine Krone.

Und Jener, der viele Güter besaß, sagte zu dem Jüngling, der nackt war und weinte: „Ich staune nicht über Deines Schmerzes Größe; denn fürwahr: Er war ein Gerechter.“

Und der Jüngling antwortete: „Nicht ihn beweine ich, sondern mich. Auch ich habe Wasser in Wein gewandelt, auch ich habe die Ausgesetzten geheilt und der Blinden Auge geöffnet; auch ich bin über das Wasser geschritten und habe die Teufel ausgetrieben Denen, die bei den Gräbern wohnen. Auch ich habe die Hungrigen gespeist in der Wüste, wo es keine Nahrung gab, und habe die Toten auferweckt aus ihren engen Gräbern; und auf mein Geheiß wurde vor den Augen einer großen Volksmenge ein dürrer Feigenbaum wieder grün. Alles, was Dieser gethan hat, that auch ich. Und dennoch fand nur er das Glück; dennoch haben sie mich nicht gekreuzigt . .“

*

Der Künstler.

Eines Abends kam seiner Seele das Verlangen, ein Bild der Freude zu schaffen, die einen Augenblick nur verweilet. Und er schritt hinaus in die Welt, um nach Bronze zu suchen; denn er konnte nur in Bronze denken. Doch alle Bronze war aus der Welt verschwunden; nirgends war dieser Stoff zu finden denn an dem Bilbe des Schmerzes, der ewig ist.

Dieses Bild hatte er selbst gefügt mit eigenen Händen und mit ihm das Grab des Einzigen geschmückt, was er geliebt hatte auf Erden. Auf das Grab des toten Dinges, das ihm das liebste gewesen war, hatte er dieses Werk seiner Hände gesetzt, als ein Zeichen der Liebe des Menschen, die nicht stirbt, als ein Sinnbild menschlichen Schmerzes, der ewig währet. In der weiten Welt war nirgends Bronze denn an diesem Bild. Und er nahm das Bild, das er gefügt

hatte, warf es in einen großen Schmelzofen und überlieferte es dem Feuer. Und aus dem Bilde des Schmerzes, der ewig währet, entstand so ihm das Bild der Freude, die einen Augenblick nur verweilet.

Der Heiland.

Es war Nacht und er war allein. In weiter Ferne sah er die Wälle einer Stadt; und er schritt auf sie zu.

Und als er näher kam, hörte er in der Stadt den Tritt der Freude und das Lachen von den Lippen des Frohsinns und den Schall vieler Lauten. Und er pochte an das Thor und einer der Pfortner öffnete ihm. Und er sah ein Haus, das war aus Marmor und mit schönen Säulen geziert. Die Säulen waren mit Kränzen umwunden und innen wie außen waren Ledersackeln. Er trat in das Haus. Und als er die Halle aus Chalcedon und die Halle aus Jaspio durchschritten und die lange Festhalle erreicht hatte, sah er gelagert auf einem purpurnen Pfahl einen Jüngling. Dessen Haar war mit rothen Rosen bekränzt; und seine Lippen waren roth vom Wein. Und er trat hinter ihn, berührte seine Schulter und fragte: „Warum lebst Du also?“

Und der Jüngling wandte sich um und erkannte den Mann und antwortete und sagte: „Einst war ich ein Ausfälliger und Du hast mich geheilt: wie sollte ich anders leben?“

Und er schritt aus dem Hause und trat wieder auf die Straße. Und nach einer kleinen Weile sah er Eine, deren Angesicht und Kleider waren bemalt und das Schuhwerk mit Perlen bestickt. Und hinter ihr kam leise, wie ein Jäger, ein Jüngling, der trug ein Kleid in zwei Farben. Das Antlitz des Weibes war schön wie das Antlitz eines Heidengötterbildes und die Augen des Jünglings funkelten in Wollust. Und der Mann folgte geschwind, berührte die Hand des Jünglings und fragte: „Warum blickst Du also auf dieses Weib?“

Und der Jüngling wandte sich um und erkannte den Mann und antwortete und sagte: „Ich war einst blind und Du hast mein Auge erschlossen: auf was sonst sollte ich blicken?“

Und der Mann lief eilig vorwärts und berührte das gemalte Gewand des Weibes und sprach: „Giebt es keinen anderen Weg als den der Sünde?“

Und das Weib drehte sich nach ihm um und lachte und sagte: „Du vergabst mir ja meine Sünden; und mein Weg ist angenehm zu wandeln.“

Und der Mann schritt aus der Stadt. Und als er hinauskam auf die Heerstraße, sah er am Wege einen Jüngling sitzen, der weinte. Und er trat auf ihn zu und berührte die langen Locken seiner Haare und fragte: „Warum weinst Du?“

Und der Jüngling blickte auf und erkannte den Mann und antwortete und sagte: „Ich war einst tot und Du hast mich vom Tode erweckt: was anders sollte ich thun als weinen?“

Oskar Wilde.



Neugriechisch.

Der vom Professor Effenhardt am siebenzehnten August hier veröffentlichte Aufsatz „Neugriechische Schreibweise“ hat zwei im Ausland lebende Griechen veranlaßt, ihre abweichende Meinung auszusprechen. Ueber die heute in Griechenland übliche Aussprache der unter slavischen Spracheinflüssen umgewandelten Diphthonge au, eu, ou in aff, eff, iff schreibt Herr J. P. Rijo in Leipzig: „Die Diphthonge au, eu, ou werden im Neugriechischen ja gar nicht, wie Herr Effenhardt nach der Schreibweise meint, aff, eff, iff, sondern äw, ew (bei folgendem Konsonanten), ev (bei folgendem Vokal oder am Schluß) und iw ausgesprochen; und zwar ist ihre Aussprache stets eine von Natur gedehnte, gezogene, was sich aus der Accentuirung und Betonung ja auch deutlich ergibt. Es wird keinem Neugriechen einfallen, kelōfeto (ουουου) auszusprechen; vielmehr ist die Aussprache kelēweto (ου—ου) und in ihr kommt die Länge des Diphthongs auch abgesehen vom Accent zur Geltung. Sobald man, nach richtigem Sprachgebrauch, in den vom Verfasser jener Abhandlung citirten goethischen Versen für u an die Stelle des ff das w setzt, fällt seine ganze, weiter daran geknüpfte Deduktion in sich selbst zusammen.

Ob ferner in der von ihm citirten Chorstelle aus den Persern die eine oder die andere Art der Aussprache für das Gehör vorzuziehen ist, bleibt im Grunde eine Geschmacksfrage. Daß aber das Zēv Basilēv mit langgezogenen, vibrierenden Schlußsilben natürlich viel musikalischer tönen wird als das eben nur gedachte Zeff Basileff und daß es auf den Zuhörer einen viel weisevolleren Eindruck machen wird, steht wohl außer Zweifel.

Einen Grund für die erasmische Aussprache schöpft Professor Effenhardt aus ihrer bequemen Anwendbarkeit. Aus der Thatfache, daß den Deutschen ein feineres Unterscheidungsgefühl für Laut- und Sprachnuancen vieler fremden Sprachen, nicht allein der neugriechischen, abgeht, darf aber noch nicht gefolgert werden, daß solche Nuancen nicht existiren, daß andere Ohren für sie auch empfindlich sind und jede Möglichkeit ausgeschlossen sein sollte, bei geeigneter Anweisung sie auch bei den Deutschen zum Bewußtsein und zur Anwendung zu bringen. Diese Nuancirungen fallen den Deutschen, die bei der Lautbildung ihrer Sprache hauptsächlich die Organe der hinteren Mundhöhle, Rachen und Gaumen, in Thätigkeit setzen, schwerer als den Neugriechen, die die entsprechenden Laute in der vorderen Mundpartie, zwischen Zungenspitze und Zähnen, zu bilden pflegen, wodurch die Laute hell, klar, deutlich und scharf werden und weichere Modulationen und Klangabstufungen ermöglichen.

Eine Vereinfachung der Formenwelt, als Produkt der Geistesthätigkeit, setzt nicht nothwendiger Weise, wie Herr Effenhardt will, eine Vereinfachung auch der Aussprache voraus, die vielmehr, wie die Dialekte aller Sprachen beweisen, den Reichthum ihrer Formen gern beibehält. Und für die Aussprache gerade ist es wesentlich, daß die Continuität zwischen der alten und der neuen Sprache bei den Griechen niemals unterbrochen worden ist. Das Hauptverdienst daran ist der griechischen Kirche zuzuerkennen. Diese unumstößliche Thatfache spricht eben hauptsächlich für die Neugriechen und gegen Erasmus, der griechisch nie sprechen hörte, sondern nur lesen und nach deutscher Sprachphysiologie aussprechen konnte. Ein weiterer Grund zu Gunsten des Neugriechischen folgt aus dem Vergleich

von Wörtern der lateinischen Sprache, die aus der griechischen herübergenommen worden sind. So zum Beispiel das Wort Caesar, dem das griechische Καίσαρ entspricht; dem Diphthong ae dort steht hier der Diphthong ai gegenüber. Nun ist aber bei der Herübernahme von Fremdwörtern für deren Schreibweise in der entlehnten Sprache stets die Aussprache ein gewichtiges, meist maßgebendes Moment gewesen. Daß im Lateinischen das ae (das ja gar keinen J-Laut enthält) jemals wie ai ausgesprochen worden wäre, wird wohl Niemand behaupten; daß die Griechen dafür aber willkürlich den Diphthong ai eingesetzt haben würden, wenn er nicht wie das lateinische ae ausgesprochen worden wäre — während ihnen doch für den Laut außerdem noch das e (Epsilon) zu Gebote stand —, ist ganz unwahrscheinlich. Solcher Beispiele wären viele anzuführen.

Herr Professor Eysenhardt stützt sich zu ausschließlich auf die Umbildung der griechischen Sprache und ihrer Schreibweise, woraus er ohne Weiteres auch die Umbildung der griechischen Aussprache folgert. Gerade der Umstand, daß der Verfasser zwei so grundverschiedene Dinge wie Sprache und Aussprache gleich behandelt und unter die selben Entwicklungsgesetze zu zwingen sucht, führt ihn zu den erwähnten irrigen Annahmen.

Die Neugriechen haben bei dem Bestreben, ihre Aussprache möglichst zu verbreiten, das der innersten und aufrichtigsten Ueberzeugung entspringt, doch auch nur das Ziel vor Augen, das bessere Verständniß des griechischen Alterthums in allen seinen verschiedenen Aeußerungen zu erleichtern und zu verallgemeinern. Dieses Ziel ist ihnen mit den Philologen, denen der Ruhm des alten Griechenlandes so viel verdankt, gemeinsam; deshalb aber gerade dürften sie eigentlich hoffen, von den Philologen nicht mit gar so absprechendem Hohn behandelt zu werden."

Der zweite Brief (von dem in New-York doztenden Dr. Achilles Rose) lautet im Wesentlichen: „Die Erforschung einer Sprache darf sich weder auf die mündliche noch auf die schriftliche Ueberlieferung einseitig beschränken, da jede dieser Beschränkungen die eine Hälfte der Ueberlieferung aus der Forschung ausschließt, während nur beide in ergänzendem Zusammenwirken die wissenschaftliche Erkenntniß der älteren wie der neueren Sprachphase möglich machen.

Man sollte meinen, Das müsse Jedermann einleuchten und besonders die Männer der Wissenschaft würden diese Regel beim Studium einer Sprache streng beobachten. Handelt es sich um die wissenschaftliche Erforschung irgend einer anderen Sprache, so wird Das auch allgemein beachtet, aber bei der Erforschung der griechischen glaubt man, eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Philologen außerhalb Griechenlands, die nur die schriftliche Ueberlieferung des Griechischen kennen, bezeichnen alle griechischen Spracherscheinungen der Gegenwart, die sie in keinem Klassiker gelesen haben, wegwerfend als Neugriechisch, trotzdem hier oft echtes, unverfälschtes und unverändertes ältestes Griechisch geboten wird. Diese Philologen wissen nicht, dürfen, wie auf höheren Befehl oder in Folge einer Verschwörung, nicht wissen, daß ein sehr großer Theil des Altgriechischen nur durch mündliche Ueberlieferung in der heute gesprochenen und geschriebenen Sprache fortlebt, also auch schon 'Neugriechisch' in ihrem Sinn ist. Obwohl sie sich dabei auf ihre Wissenschaft zu stützen glauben, erweisen sie sich dadurch doch unwissenschaftlich im eigentlichen Sinn.

Die heutige — Das heißt die seit den ältesten Zeiten ununterbrochen lebendig

gebliebene — Volkssprache hat Vieles aus den alten Dialekten in sich erhalten, was in der Allgemeinsprache, der attischen, nicht mehr vorkommt; Vieles aber auch in der Allgemeinsprache stammt aus dem ältesten Griechisch oder ist sogar ganz Altgriechisch, wenn es auch in keinem griechisch-deutschen Schullexikon steht.

Kontopoulos beweist in seinem Buch *Ἀθανασία τῆς Ἑλληνικῆς Γλώσσης*, das über homerische Wörter und Sprachformen in den heutigen Volksdialekten handelt, daß nur wenige Elemente, Wörter und Wortbildungen der altgriechischen Sprache in der Volkssprache verloren gegangen sind. Nie hat eine Sprache eine größere Mannichfaltigkeit und besonders schärfere Bestimmtheit des Ausdrucks gestattet als das Attische; es war reicher an Formen als die anderen griechischen Dialekte. Als darum die vielen Tausende Hellenen, die mit Alexander dem Großen nach Asien kamen, gezwungen waren, ihre Heimathidione mehr und mehr aufzugeben und einen allbekannten Dialekt anzuwenden, wenn sie einander verstehen wollten, bediente man sich des Attischen, aus dem dann die Allgemeinsprache, die *Koiné*, sich entwickelte. Diese Allgemeinsprache war zur Zeit Christi in Asien, Egypten und über die ganze hellenische Welt allgemein verbreitet, sie war die offizielle Sprache der griechischen Kirche, der griechischen Christen, die Sprache, in der das neue Testament verfaßt ist. Verbreitet wurde sie nicht durch Schulmeister, sondern hauptsächlich durch Soldaten, Kaufleute, Künstler, die sich an ihren Gebrauch gewöhnt hatten. Selbstverständlich also war die Allgemeinsprache nun nicht mehr das reine Attisch Platos; sie behielt zwar den Reichthum der Formen bei, nahm aber eine einfachere Gestalt an. Diese vor mehr als zweitausend Jahren erfolgte Vereinfachung des Altgriechischen schuf nun unser modernes, unser Neugriechisch. Es blieb aber immer die unsterbliche alte Sprache, die sich, einzig aus sich selbst heraus, weiter entwickelte, keine fremden Elemente annahm; heute noch ist sie die einzige in Europa, die keiner Fremdwörter zu ihrer Ergänzung bedarf, keine annimmt und auch für neue Begriffe wieder Wörter aus dem Altgriechischen bildet, die Zeugniß von dem Schönheitsinn der heutigen Griechen ablegen. Um nur ein Beispiel anzuführen, vergleiche man das sinnlose Wort *Pianoforte* mit dem griechischen *Κλαδωκύβελον*. Darum schätzen wir unsere Sprache als die schönste, die es auf der Welt giebt.

Die Geschichte des Neugriechischen ist geschrieben worden und es giebt keine Entschuldigung mehr für die groben Irrthümer, die nicht nur unter Laien, sondern auch unter den Philologen außerhalb Griechenlands so häufig ausgesprochen werden. Der Blindeste der Blinden ist, wer nicht sehen will. Eben so wenig giebt es eine Entschuldigung für die landläufigen Irrthümer über die griechische Aussprache, seit so viele Inschriften erforscht sind und Papadimitropoulos, der beste Kenner der Geschichte der griechischen Aussprache, die Ergebnisse dieser Forschungen in einem umfangreichen, streng wissenschaftlichen Werk niedergelegt hat. Man will unter den Philologen Deutschlands und zum Theil auch Amerikas die Wahrheit nicht kennen, weil ihre Verbreitung zu Unbequemlichkeiten für Lehrer der griechischen Sprache führen könnte. Wie die Sprache der letzten zweitausend Jahre die selbe geblieben ist, so hat sich auch die Aussprache in dieser Zeit nicht wesentlich verändert. Aus den alten Inschriften, die in der Regel nicht orthographisch, sondern phonetisch geschrieben waren, können wir ziemlich genau, ja, oft mit vollständiger Sicherheit ersehen,

wie seit dem siebenten vorchristlichen Jahrhundert das Griechische ausgesprochen worden ist. Die heutigen Griechen accentuiren die Wörter genau so wie ihre Vorfahren während der klassischen Periode. Zur Zeit des Demosthenes wurde die Prosa nach der Accentuirung, nicht nach dem Metrum, ausgesprochen. Daß Dies auch schon vor Demosthenes Zeit der Fall war, ist aus Porphysio ersichtlich, der von den Komikern sagt, daß sie, um das alltägliche Leben nachzuahmen, nach der Accentuirung aussprachen und nicht metrisch. Also man sprach, wie man heute spricht: Poesie metrisch, Prosa nach Accenten. Selbstverständlich sind mir die pädagogischen Bedenken gegen die moderne griechische Aussprache bekannt. Wenn sie Berechtigung hätten, dann müßte man in Deutschland zum Beispiel auch das Englisch Shakespeares und das Französische Voltaires nach Art des Erasmus in den Schulen lehren, damit der Schüler weniger Schwierigkeiten mit der Orthographie habe. Er würde dann freilich so wenig englisch und französisch sprechen lernen, wie man auf den deutschen Gymnasien griechisch sprechen lernt. Herr Professor Gysenhardt findet die heutige griechische Aussprache lächerlich; ich kann ihn versichern, daß wir Griechen, auf die es schließlich doch ankommt, uns des Lachens nicht enthalten können, wenn wir unsere schöne, harmonische Sprache nach erasmischer Art aussprechen hören.“



Kupfer.

Amerika ähnelt jetzt einem ausgebrannten Vulkan, auf dessen Lavaabhängen Menschen sich zu dauernder Siedelung niedergelassen haben. Die Tage, da das Ungerheuer feurige Massen ausspie, haben sie völlig vergessen und halten eine Rückkehr der Verderben bringenden Zeit für unmöglich. Da tönt plötzlich aus dem Erdinneren ein dumpfes Grollen hervor: das erste Lebenszeichen des wieder erwachenden Vulkanes. Nach dem Kriege gegen Spanien hat ein lange dauernder Aufschwung Industrie und Handel zu immer neuen Erfolgen geführt; und nicht nur in Amerika selbst spürte man den Einfluß dieser goldenen Zeit: auch in älteren Wirtschaftskulturen war ihre Wirkung fühlbar. Denn damals gerade, als der Aufschwung in Amerika begann, war in den europäischen Ländern die Hochkonjunktur schon so weit vorgeschritten, daß man den Rückgang für unvermeidlich und nah bevorstehend hielt. Man neigte sogar zu der Annahme, die Erstarkung der amerikanischen Industrie in Folge der Schutzollgesetzgebung müsse zu einem für Europa gefährlichen Export führen. Von diesen bangen Besorgnissen wurde Europa durch die über alle bisherige Erfahrung hinausgehende Prosperität nach dem spanisch-amerikanischen Kriege befreit. Jetzt zeigte sich erst, wie ausnahmsfähig der amerikanische Markt selbst geworden war; fürs Erste schien eine Invasion größeren Stils nicht zu befürchten. Dieser Glaube gab unserem Wirtschaftsleben einen ganz neuen Impuls, der selbst während der Krachzeit noch stark genug war, um die Dinge, die sich da abspielten, manchen Leuten als nicht symptomatisch erscheinen zu lassen. Nicht nur die Praktiker der Börse: auch die

Gelehrten waren überzeugt, die wirthschaftlichen Verhältnisse Amerikas seien durchaus gesund und auf absehbare Zeit nicht ernstlich gefährdet.

Wie ein Blitz aus eben noch heiterem Himmel schlug deshalb neulich die Meldung vom Kurssturz der Kupferaktien ein. Dieser Kurssturz war in erster Reihe durch den Rückgang des Kupferpreises verursacht. Kupfer war das Metall, in dessen Preissteigerung der industrielle Aufschwung zu klarstem Ausdruck gekommen war. Es ist das moderne Metall, denn die elektrische Industrie bedarf seiner am Meisten. Mit verblüffender Schnelligkeit hatte die Gründung neuer Elektrizitätswerke in allen Ländern die Nachfrage nach Kupfer gesteigert. Und natürlich zeigte die Produktion sofort die Tendenz, der gesteigerten Nachfrage entgegen zu kommen. Der hohe Preis lockte die alten Gruben, die zu den früheren Bedingungen nicht rentabel zu produziren vermocht hatten, die Förderung wieder aufzunehmen, und ziemlich sicher war der Tag vorauszusehen, der eine Regulirung des hohen Preises bringen mußte. Da wurde der amerikanische Kupferring geschaffen, die Amalgamated Copper Company. Ein gefährliches Unternehmen; denn in der Geschichte der Ringe und Kartelle haben die Kupferringe bisher nicht allzu viel Glück und Glanz gehabt. Allerdings waren die Organisationen zur Aufrechterhaltung der Kupferpreise bis jetzt Ringe in des Wortes eigentlicher Bedeutung gewesen, also Vereinigungen von Spekulanten und Händlern, die möglichst große Vorräthe aufkaufen wollten. Die Amalgamated Copper Company aber ist in gewissem Sinn zugleich Ring und Trust. Sie hat die großen amerikanischen Kupfergruben unter eine Herrschaft gebracht und betreibt daneben noch den Ankauf der an den Markt gelangenden Kupfermengen. So lange die Kupferkonjunktur ungewöhnlich günstig war und der Aufschwung der elektrischen Industrie nicht enden zu wollen schien, war keine Gefahr sichtbar; der Preis hielt sich fast von selbst. Aber die Lage hat sich völlig verändert, seit die scharfe und nicht immer lautere Konkurrenz zum Zusammenbruch einzelner Elektrizitätsfirmen geführt hat und der Niedergang der elektrischen Industrie nicht mehr geleugnet werden kann. Der Kupfergebrauch hat sich vermindert, die Aufrechterhaltung des hohen Preises aber die Produktion noch nicht zum Zurückweichen gezwungen. Die Copper Company mußte unter solchen Umständen von Tag zu Tag größere Kupfermengen aufnehmen und soll, wie man munkelt, jetzt ungeheure Vorräthe zu liegen haben. Selbst wenn dieses Gerücht Falsches meldete, wäre es nicht ohne Bedeutung. Das Mißtrauen gegen den Kupferring ist erwacht und hat den Kurssturz herbeigeführt.

Schon die nächsten Wochen können heftige Angriffe auf Kupferaktien bringen. Gelingt es aber, den Kupferring zu schädigen, dann ist es um den Nimbus der Trusts überhaupt geschehen. Deshalb muß man mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung dieser Dinge folgen; sie wird entscheiden, ob es den amerikanischen Trusts und ihren Millionenstüben noch weiter möglich sein soll, die Situation unumschränkt zu beherrschen. Bei der Beurtheilung dieser Sachlage darf man nicht vergessen, daß die amerikanische Aktienspekulation den Zustand langer Blüthe einem finanziellen Gewaltakt verdankt, nämlich dem neuen Bankgesetz, das den Nationalbanken gestattete, ihren Notenumlauf bedeutend zu vermehren. Das ist das alte Mittel; es war schon für John Law der Weisheit letzter Schluß. Doch gerade Lams Beispiel sollte lehren, daß solche Mittel wohl

für eine Weile die Krisis aufschieben können, sie im Grunde aber nur verschärfen. Das Gebäude des amerikanischen Kredits beginnt zu wanken; nur der Glaube an die Macht der Milliarden hat es so lange gehalten. Wenn eines Tages dieser Glaube schwindet oder die Milliarden kein Interesse mehr daran haben, die Situation zu halten, dann ist der Zusammenbruch unvermeidlich.

Der Kupferkursturz hat das Kapital aus kurzer Ruhe geschreckt. Noch bis in die letzte Zeit hinein haben sogar Sozialdemokraten Bernsteins Krisentheorie mit dem Argument vertheidigt, die jetzige wirtschaftliche Krisis sei nur eine partielle, von der Amerika nicht betroffen werde. Damit ist's nun aus. Und bricht der Kupferkilling, dann bekommt die ganze Trutzherrlichkeit einen Stoß, den das Wirtschaftsleben der kapitalistischen Welt lange fühlen wird.

Plutus.



Physiologie des Kunstempfindens.*)

Der Grundsatz.

Ein neues Gesetz der Ästhetik habe ich entdeckt und will ich verkünden. Es ist so wahr und so falsch, wie Grundgesetze zu sein pflegen; vielleicht auch so alt. Solche Dinge und Wahrheiten überhaupt haben ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie uns auf einen Pfad führen, von dem aus wir den ganzen Schwarm unzusammenhängender Thatfachen eine Zeit lang als ein geordnetes Ganze widerspruchlos in Reihe und Glied übersehen. Erkenntniß ist Ordnung; und wahr ist sie so lange, bis eine andere Ordnung einfacher und größer sich erweist.

Als guter Deutscher hätte ich ein Buch schreiben müssen, drei Centimeter dick, theils kritischen, theils historischen Inhalts, in dessen fünfzehntem Kapitel, Seite Dreihundertundsoundsoviel die neue Wahrheit erschienen wäre. Ich lasse Das bleiben; aus dem Grunde, weil kein Mensch ein Buch bis zur dreihundertundsoundsovielten Seite liest.

Und das Gesetz? Hier ist es:

„Ästhetischer Genuß entsteht, wenn eine verborgene Gesetzmäßigkeit fühlbar wird.“

Diesen Satz nenne ich den Satz von der latenten Gesetzmäßigkeit.

Ich sage ausdrücklich: „fühlbar“, nicht: „zur Erkenntniß gebracht“; denn wir dürfen die Gesetzmäßigkeit nur empfinden, nicht erkennen. Haben wir sie erkannt, so ist der ästhetische Genuß aus reinster Quelle erschöpft und erledigt; wie die Theaterillusion für Den, der hinter die Coullissen guckt. Was holdsfüllige Täuschung war, ist Requiät geworden; und die Kunst muß weiterstreiten.

Das ist das Gesetz der Kunstentwicklung.

*) Von einem Künstler, der die Kunstschreiber nicht mag.

Das Experiment.

Das Alles ist zu abstrakt. Experimentum docet. Nehmen Sie gütigst Bleistift und Papier. Malen Sie darauf nach Herzenslust Kurven und Linien oder was Sie sonst Arabesken nennen. Gut. Ich sehe von hier: es ist gräulich.

Nun, bitte, zeichnen Sie — möglichst dünn — ein sauberes Viereck von anständiger Form und füllen Sie das Viereck mit den selben Kurven, Linien oder Arabesken aus, so daß seine Fläche recht gleichmäßig von Schwarz und Weiß bedeckt ist. Dann radiren Sie das Viereck weg.

Na, ein Kunstwerk ist es noch nicht. Aber auf Den, der Ihren Trick mit dem Viereck nicht kennt, wird Nummer 2 gegen Nummer 1 einen rudimentär ästhetischen Eindruck machen. Auf dieser latenten Gesetzmäßigkeit der Einschließung in eine sehr einfache unsichtbare Umrißlinie beruhen starke Wirkungen in der Natur; denken Sie an die Rundung einer vollen Baumkrone oder an die monumentale Form eines lagernden Bierfäßers. Die Franzosen, die eine Kunstsprache haben, nennen Das: *bien enveloppé*. Und manches Ornament, gleichviel, ob Renaissancevignette oder japanisches Stoffmuster, verdankt der einfachen heimlichen Umrißlinie seinen Charakter.

Noch ein Experiment? Schön. Wir machen auf ein Stück Papier Kreise, Ovale, kurz, einfache geschlossene Figuren. Zwanzig, dreißig Stück, große, mittlere, kleine und ganz kleine, durcheinander, lunterbunt, wie es gerade kommt. Ein hübsches Bild, nicht wahr? Nun machen wir uns, ohne Jemand was davon zu sagen, das Gesetz, alle diese Figuren so zusammenzusetzen, daß sie einander niemals schneiden, sondern stets nur berühren und das ganze Blatt ohne Zwischenraum überziehen. Auf Deutsch: wir ordnen sie wie Pflastersteine auf der Straße oder Seifenblasen auf einer Waschküffel. Das ist durchaus keine ganz einfache Gesetzmäßigkeit, sondern eine ziemlich komplizierte. Aber das Ergebnis ist ein erträglich dekorativer Effekt, ausreichend für einen Bucheinband oder ein Vorsatzpapier. Auch hier haben die regellosesten Elemente sich gefügt, weil ein latentes Gesetz sie beherrscht.

Umgekehrt. Was ist die Aderung eines Marmorstückes? Eine Menge Zickzacklinien, die kreuz und quer gehen. Nun versucht einmal, Zickzacklinien mit allem Geißt drum und dran zu zeichnen: nie wird Marmorähnliches daraus hervorgehen, es sei denn, daß Ihr das latente Gesetz dieser Verzweigungen erkannt oder, was besser ist, empfunden habt.

Was ist ein Wollenbild? Wollen haben nicht Arm noch Bein, weder Glieder noch Organe. Aber glaubt nicht, daß ein paar kühne Kurven mit einseitiger Krümmung sie darstellen können. Wer die unendlich mannichfachen und tiefverborgenen Gesetze des Aufbaues, der Lage, des Fluges, der Perspektive

in der Darstellung verlegt, wird vom ungeschultesten Beschauer ein Stümper gescholten.

In den hellen Punkten, die einen Sternenhimmel darstellen, in V-Strichen, die einen Vogelschwarm nachahmen, liegen Gesetze der Anordnung verborgen, die sich manchmal dem Verstand, stets dem Gefühl offenbaren und die mit einem Schlage das Wahre vom Falschen oder das Mögliche vom Unmöglichen unterscheiden lassen. Und je tiefer diese Gesetze verborgen liegen, desto reiner ist der Genuß ihrer Empfindung.

Historie.

Hier könnte ich schließen, wenn ich glauben dürfte, klar genug gesprochen zu haben, um die Anwendung auf das gesammte Gebiet ästhetischer Empfindung dem Leser zu überlassen. Leider muß ich aber befürchten, daß meine schönste Leserin im Satz der latenten Gesetzmäßigkeit einstweilen nichts weiter als eine Anleitung zum Zeichnen von Stoffmustern erblickt.

Werden wir also historisch. Grau der Vorzeit.

Eins der ältesten Kunstgeheimnisse „jener Zeiten“ (in denen sich Alles anders herausstellt, als man sichs denkt) war vielleicht das Gesetz der Symmetrie. Ich kann mir Das recht anschaulich vorstellen, wenn ich mich erinnere, mit welchem Eifer ich als Kind nach Blättern suchte, „die auf beiden Seiten gleich sind“, nämlich rechts und links. Sicher hat unseren Vorfahren ein rohes Ornament, in einen Mammothzahn oder eine Elenthierschaufel geritzt, schon deshalb Freude gemacht, weil es symmetrisch war oder gar sich wiederholte. Und sicher war es ein klares Auge gewesen, das aus lebenden und blühenden Organismen das latente Gesetz der Symmetrie hervorgeholt hatte, um sich und Andere zu erfreuen. Dann wurde das Geheimniß Gemeingut und schließlich eine Trivialität, als Zuthat zu gebrauchen, als Hauptsache unmöglich. Das hindert nicht, daß Leute sich immer noch an symmetrischen Sachen erfreuen. Ludwig der Vierzehnte — so las ich neulich im Lokalanzeiger — setzte seine Gesundheit aufs Spiel, um Thüren und Fenster symmetrisch zu haben.

Gehen wir einen ordentlichen Schritt in der Geschichte weiter. Der Apoll von Tenea ist ein edles Bildwerk archaischer Griechenzeit. Und dieser Apoll lächelt; genauer gesagt: er grinst. So erscheint es uns heute. Dennoch wurde ein großes Räthsel und latentes Gesetz entschleiert, als zum ersten Mal auf steinernen Lippen und Wangen ein Abglanz von Dem erschien, was im tiefen Grund der Seelen sich bewegt. Vielleicht hatte der Strahl olympischer Seligkeit zum ersten Mal den Hören zum Gott erhoben. Jahrhunderte später noch empfanden die Griechen es als ein Zaubermunder, wenn Menschenhände ein Antlitz so gestalteten, daß der geistigste Hauch, die im-

materielle Gemüthsbewegung aus der körperlichen Fläche hervordrang. Die Dichter schwärmten, als Timomachus mit Wachs auf Kalk die Züge der Medea malte, so malte, daß man unter der toten Fläche ihre lebendige Seele ringen sah.

Die Sache nennen wir seit langer Zeit „Ausdruck“. Wir wissen, daß die Lage der Brauen und der Augäpfel, die Richtung der Mundwinkel, die Plastik der Backenmuskeln und eine Menge anderer Dinge dabei mitspielen. Es giebt auch Bücher über den Gegenstand. Wir sind gewohnt, daß unsere Künstler diesen Ausdruck beherrschen, einige besser, andere schlechter, und in den Kunstausstellungen wird immer noch viel darüber diskutiert. Aber können wir sagen, daß das Lachen von Desfreggermädeln oder das Weinen in *La Cruche cassée* uns tiefer berührt? Wenn uns die Mona Lisa oder die Skizze zum Abendmahlskopf von Lionardo bewegt, so ist es, weil diese Werke noch Räthsel bergen.

Lassen wir die Griechen, denn wir haben Eile; und sie sind tot, nicht nur für sich, auch für uns. Erst im Renaissancehum finden wir Menschen, die wir nicht bloß verstehen, sondern auch begreifen.

Die Alerantike grub damals aus verschütteten Thermen und Palästen die vergessenen Schätze ans Licht, um kleinen Despoten große Häuser zu bauen und Tische und Wände ihnen zu vergolden. Und während des Leichenraubes machte das denkwürdigste Geschlecht sich alle verlorenen Geheimnisse von Neuem zu eigen, so daß die Zeitgenossen unter tausend Schauern wahrer Kunstempfindung in wenigen Jahrzehnten ersiehen sahen, was das Alterthum in Jahrhunderten gefügt hatte. Für uns ist dieser Aufbau, gleichsam auf dem Experimentirtisch und im Reagensglase vorgenommen, deshalb interessant, weil wir jede neue Erschließung der Natur mit Etiquette, Datum und Unterschrift versehen können und noch heute das Ah! und Oh! der Zuschauer von dazumal vernehmen.

Einer der Großen jener Zeit, von dem die Neueren zu gern vergessen, daß er nicht nur ein Artist, sondern ein überragender Mensch war, fing zu zweifeln an, ob wirklich ein blauer Mantel blau, ein rothes Kleid roth und Menschenfleisch fleischfarbig sei. Die Natur schien hier ein Mysterium zu verbergen. Und so fing er an, seine blauen Mäntel von Schwarzgrün bis Himmelblau, seine rothen Kleider von Dunkelbraun bis Rosa und seine Gesichter von Blaugrau bis zur Pfirsichfarbe zu schattiren. An einem Bilde, das im Louvre hängt und sehr schön ist, soll er zwei Jahre lang getönt haben.

Dies Prinzip der Plastizität und der Aberglaube, ein Bild müsse „aus dem Rahmen hervortreten“, war vielleicht der verhängnißvollste Mißgriff der Malerei. Erst die Japaner haben uns vor Kurzem aus dieser Sackgasse geholfen. Aber den Zeitgenossen enthüllte sich mit dieser Entdeckung

ein großes latentes Gesetz, dessen Zauber auf Jahrhunderte hinaus sie umfing. Und Alles, was bis dahin bestanden hatte, wurde für sie sekundär und historisch.

Bewegung ist, der Kathederdoctrin Lessings zum Troß, bildnerisch darstellbar und ein würdiger Vorwurf der Kunst. Zwar nicht in der Art der Bilderbücher zum Ziehen, sondern durch Erfassung des einen, des charakteristischen Momentes. Dies Erfassen ist schwer; der Momentphotograph kanns nicht, denn er zeigt gehende Menschen taumelnd und galoppirende Pferde strampelnd. Die Kunst der Alten verstand solche Darstellung meisterhaft; das Mittelalter wußte nichts von ihrer Möglichkeit. Es werden wohl die Florentiner gewesen sein, die zuerst in das Geheimniß der latenten psychophysischen Gesetze eindringen, in denen die Sehgewohnheit des Auges und die Bewegungsmechanik des Objectes sich verschränken. Lange währten die stets erneuten Entdeckungsgänge in diese Gesilde. Vom leisen Schreiten der Quattrocentofrauen bis zur edlen Bühnenbewegung der Raffaelliten, von der Muskelsprache Buonarrotis bis zu den Spasmen der Jesuiten folgten einander die Enthüllungen latenter Gesetze. Und noch in jüngster Zeit geschah eine letzte Entdeckung, als von der wahren Bewegungsform des Menschenthieres der Gessus überwunden wurde.

Nicht minder verwickelt, wenn auch mathematischer Behandlung zugänglich, ist die Gruppe der perspektivischen Gesetze. Zeige einem geweckten Jungen, wie er ein Haus zeichnen muß, „damit es auch von der Seite zu sehen ist“ — und Du wirst ein ähnliches Entzücken finden, wie es zu jener Zeit die alten Italiener verspürten, als sie zum ersten Mal auf Hintergründen und Intarsien endlose Bogengänge und Galerien anstauerten, die sich tief hinter die Oberfläche der Leinwand und der Holzplatte zu versenken schienen. Das Gesetz des Verschwindungspunktes — seitdem längst kein latentes mehr — war neu erstanden und hatte den Zauber gewirkt.

N'insistons pas. Die selbe Erscheinung läßt sich bei der Entdeckung des Schlaglichtes, des Clairobscur, des Inlarnats und tausend anderen Evolutionen beschreiben. Das bleibe Kunstdeutern und Chronisten überlassen. Hier sei kurz die Entstehung der Landschaft als das größte Ereigniß moderner Kunst und lehrreichstes Beispiel erwähnt.

Wenn auch die Natur in jeder Richtung, die wir zu vertiefen wissen, uns in voller Unendlichkeit entgegentritt, so scheinen uns Modernste im umfassendsten Wilde der landschaftlichen Anschauung mehr als anderswo nach unendlich vielen Seiten hin unendliche Reichen verborgener Gesetze zu umfassen. Gesetze des Bodens, des Himmels, des Wassers, der Vegetation, der Fernsicht, der Witterung, der Tageszeit, der Luft, der Farbe; Gesetze, deren einige uns bekannt sind, manche sich enthüllen und die meisten ewig verborgen bleiben werden.

Wenn auf den wundervollen Bildern der Alten, die Pompeji uns aufbewahrt hat, als Hintergrund für heroische Szenen Bäume, Thiere, Berge, Tempelchen erscheinen, so wollte der Meister des Malerhandwerks uns Manches andeuten, aussprechen und sinnbildlichen, um seine Gestalten zu erläutern und ihnen würdige Umfassung zu schaffen; ob aber solche Dinge in Wirklichkeit sich jemals vereinen konnten: daran dachte er nicht, noch ahnte er eine Wirkung solcher unbelebten Vereinigung. Nicht anders die frühesten Niederländer und Italiener. Sie liebten geographische Monstrositäten als Ersatz des geheiligten Goldgrundes: hängende Dörfer auf runden Felsengeheuern, Palmbäume zwischen Tannenabhängen, Wege, auf denen abenteuerliche Dinge passirten, und Flüsse, in denen Menschen ertranken. Was sie bewegte, war ein *Orbis pictus*, aber keine Landschaft. Schließlich lernte man in Norditalien sich bescheiden; und Manchem gelang als Hintergrund ein Frühlingsbildchen oder eine Campagna-Aussicht.

Die wahre Landschaft konnte nur im Norden entstehen, wo der vierfache Wechsel der Natur mit dem Jahreskreis der menschlichen Stimmung Schritt hält und jeder Tag dem Auge eine neue Welt, der Seele einen neuen Spiegel zeigt. Und hier enthüllten sich denn auch zunächst die geheimnißvollen Beziehungen der Dinge unter einander; an die Stelle der Abbildungen trat das Bild, an die Stelle der unmöglichen Naturkuriositäten trat die mögliche Landschaft. Dem verfeinerten Sinn zeigte der Mittag andere Züge als der Abend, die Märzwolken leuchteten ihm mit anderen Strahlen als der Juli-himmel, ein Regentag düsterte mit anderen Tönen als ein Morgennebel.

Wenn auch durch wissenschaftliche Abstraktion nicht gewonnen: latentes Gesetz und Geheimniß war, was sich hellblickenden Augen von solchen Differenzirungen enthüllte; und jede Enthüllung war begleitet von allen Erschütterungen, die wahre Kunst — und sie allein — hervorruft.

Ein letzter Schritt geschah, als die Beziehungen der Natur zum Menschen die Kunst zu beherrschen begannen. Wie die großen Silberkugeln, die man in alten Gärten findet, das Spiegelbild der Beete und Wege zurückstrahlen, nicht ohne gemäß den Reflexionsgesetzen, die der gekrümmten Fläche innewohnen, es eigenartig und doch methodisch umgestaltet zu haben: so tritt in der subjektiven Kunst zu der verborgenen Gesetzmäßigkeit des Angeschauten die verborgenerere des Anschauenden. Und diese Kunstform des *vu à travers d'un tempérament*, die uns heute ausschließlich regirt, ist vielleicht deshalb die höchste — im strengsten Sinn genommen, war sie stets und wird sie die einzige sein —, weil sie durch ihr doppeltes Geheimniß die unendliche geschaffene Welt nochmals unendlich vervielfältigt.

Von der Vertiefung der landschaftlichen Empfindung abgesehen, waren die Enthüllungen, die das übermäßig gepriesene neunzehnte Jahrhundert der Malerei bescherte, minderere und vorwiegend technischer Art.

So, als die Erfindung der Natur durch die photographische Kamera bereits im Schwange war, entdeckte ein Mann, daß alle früheren Bilder in einem bestimmten Sinn falsch waren. Er versuchte, die Dinge wiederzugeben, wie er sie sah, und das Ausstellungsvolk war empört (auch Das kann eine Wirkung wahrer Kunst sein), einen gemalten Himmel zu sehen, der heller war als eine weiße Tischdecke im Schatten. Als man das Naturgesetz erkannte, das solchem Schaffen zu Grunde lag und das nur für den Künstler, längst nicht mehr für den Naturforscher, ein latentes war*), erfand man den Begriff und Namen der „Valeur“. Er ist heute im Künstlerwälsch unentbehrlich und bildet die Aussteuer sämtlicher Malinädchen.

Einem Anderen graute vor den materiellen Eigenschaften unserer schmierigen Farbstoffe, die bei jeder Mischung trüber und lebloser werden. Er hatte bemerkt, daß ein blau und roth gewürfeltes Tuch aus der Ferne ein bewegteres Blauröth und Violett zeigt als das wüste Gequiel aus Krapp und Ultramarin, und begann, das vibrirende Farbenpiel — die Franzosen nennens *chatoyant* — der leuchtenden Natur nachzuahmen, indem er kontrastirende Farbstriche neben einander setzte und dem Auge überließ, sie zu vereinigen. Auch hier war instinktiv ein physisches Gesetz erkannt, dem die Naturwissenschaft schon zur Zeit des Farbekreißels exakt zu Leibe gegangen war. Genau genommen, kannten sogar die alten holländischen Meister des Infernats viele von seinen Schlichen.

Ein Dritter versenkte sich in das Studium altjapanischer Farbendrucke und errieth die Wirkung durchgehender Linien und ungetheilter Flächen; ein Vierter lernte in der selben Schule Das, was man die Relativität der Farben nennen könnte.

Genug; ich werde weitschweifig. Am Ende hätte ich von dem Schönheitskanon des Alterthums und der Neuzeit, von den Proportionen in der Architektur, von den Gesetzen der Farbenkontraste und tausend ähnlichen Dingen gesprochen. Ich vergesse, daß ich nicht beweisen, sondern behaupten will.

Das latente Gesetz in der Natur.

Ich habe von der ästhetischen Freude am latenten Gesetz nur in Ansehung der Kunstbetrachtung gesprochen. Das ist zu eng gefaßt: auch dem unmittelbaren Genuß der Natur — Das heißt: der geschaffenen, entstandenen und erzeugten Dinge — ist diese Erscheinung Schlüssel und Siegel.

Von dem schlechthin ästhetischen Genuß rede ich, von dem wahrhaft sinnlichen Genuß des Auges. Nicht gar so häufig begegnen wir ihm: von

*) Wenn ich nicht irre, kann man in Helmholtzens physiologischer Optik den Nachweis finden, daß ein schwarzer Sammet im Sonnenlicht fünfzigtausendmal heller leuchtet als das weißeste Papier im Schatten.

zehn Menschen, die sich an der Schönheit unseres deutschen Waldes begeistern, werden neun meist vom Drongehalt, von der Kühle, der Vortrefflichkeit des Holzes und der Allmacht des Schöpfers erfüllt sein, während einer am Spiel der Lichter, an der lebendigen Architektur der Stämme und dem Blau der Himmelsfleck sich erfreut.

Versuche, aus dem Gedächtniß einen Baumstamm zu zeichnen. Du weißt genau: so und so rundet sich der Schaft, so und so verzweigen sich die Aeste, so und so füllen sich die Räume mit Zweigen und Sprößlingen, — und doch bleibt das Bild armsülig und falsch. Etwas fehlt; das Ding will nicht leben. Die flüchtigste Skizze nach der Natur giebt größere Wahrheit, denn mit einem Blick erfasset das Auge mehr von den unzähligen Gesetzmäßigkeiten der Natur als der Geist mit allen seinen Reflexionen. Lionardo gab ein Rezept, Fabelthiere zu erfinden: man wage ja nicht, Etwas zu erschaffen, sondern combinire nur bekannte Theile, etwa den Kopf eines Hahns, den Leib eines Löwen und die Füße einer Ente. So machten auch die Alten. Und sie hatten Recht, denn auf diese Weise werden nur die Zusammenhänge falsch, die wir kindlich ungeschult hinnehmen; die Theile behalten Etwas von der souverain überzeugenden latenten Gesetzmäßigkeit der Natur.

Es hat noch nie einen Menschen gegeben, der eine Blume erfinden konnte; was er schafft, wird schülerhaft unwahr bleiben, während ein neu-entdecktes Fossil, ein nie gesehenes Seegeeschöpf kraft seiner gesetzmäßigen latenten Wahrheit uns den Stempel der Existenz entgegenhält.

So erkennen wir unter hundert Thieren das eine von reiner Rasse, obwohl wir von den verborgenen Gesetzen anatomischer Konstruktion, von der Dekonomie der Muskelwirksamkeit, die ihm den Adel verleihen, keine Ahnung haben.

Noch mehr: zeige einem Menschen von hellem Blick eine vorzüglich konstruirte Lokomotive oder eine gut entworfene schmiedeeiserne Brücke; er hat von dynamischen oder statischen Gesetzen nie Etwas gehört und wird dennoch diese Werke genießen und von schlechteren unterscheiden. Die komplizirtesten, ja verworrensten Gesetzmäßigkeiten werden dem Auge instinktiv fühlbar und ästhetisch empfunden. Das zeige ein letztes Beispiel.

Von erzeugten Dingen giebt es wenige, die so sehr einem Gewachsenen und Naturerschaffenen gleichen wie das Bild einer holländischen Stadt. Ihr Charakter wäre mit einem Schlage vernichtet, wollte man wagen, längs den mit Bäumen gesäumten Grachten einen Boulevard anzulegen oder die Fassaden zu verbreitern oder italienisches Schmuckwerk vor die rauhen Fronten zu kleben. Das Auge erkennt und genießt die heimlichen und einfachen Zusammenhänge, die so seltsames und doch organisches Wesen erzwungen haben, lange, bevor der Verstand begreift, wie Wasserverkehr und enges Handels-

leben, Reichthum und Geschäftigkeit, Tiefland und Meeresnähe so und nicht anders zum Gleichgewicht wirken konnten.

So erweist sich der Sinn weiser, tiefer und reicher als der Geist.

Metaphysische Anmerkung.

Dies führt zu einer allgemeineren Betrachtung. Die Wissenschaft hat kein anderes Ziel, als unsere Erfahrung zu vereinfachen. Sie besorgt es, indem sie die Erscheinungen zu Gesetzen gruppirt und jedes dieser Gesetze durch Reduktion auf ein allgemeineres, angeblich einfacheres oder plausibleres „erklärt“. Sie reduziert die Mannichfaltigkeit der Welt so lange, bis alle Substanz in Wirbelscharen von Atomen zerstäubt und aller Geist in Bewußtseins Elemente zertrümmert ist, worauf sie dann nach Belieben diese beiden armseligen Prinzipien zusammenheften, koppeln oder separiren mag. In der fixen Idee befangen, zu klären und zu beweisen — während sie in Wirklichkeit nur katalogisirt —, verarmt sie unseren Besitz, indem sie ihn erweitert.

Die Kunst hat vom Baum der Erkenntniß nicht genossen. Sie lehrt uns die unendlichen Gesetze der Welt fühlen und ahnen, aber nicht erkennen. Das Wissen ist ihr Tod. Das, was die Wissenschaft erkannt, entgöttert und entgeistert hat, verläßt sie, um aus den unberührten Tiefen der Natur neue Geheimnisse emporzuholen, die sie wie eine heilige Monstranz den Augen offenbart und den Händen verwehrt. Sie bereichert unsere Seele, da sie von allen Unermeßlichkeiten der Welt uns die einzige zu kosten giebt, die uns beseligt: die der Vielfältigkeit. So liegen die Beiden in ewigem Kampf.

Kunstempfinden als Offenbarung.

Daß Kunstempfinden die Empfängniß einer Offenbarung bedeutet — nur daß hier der Intellekt blind und die Seele sehend wird —, zeigt sich in der plötzlichen, intuitiven, erleuchtenden Gewalt des Vorganges.

Wir laufen durch die traumhaft endlosen Säle einer Jahresausstellung, mit müdem Genick und Galeriefeschwerden im Magen. Rechts und links, oben und unten kleben die feisigen Leinwandkrusten: gemalte Bäume, gemalte Ruhe, gemalte Gesichter. Wir laufen wie die gefangene Ratte und suchen Ausgänge. Halt! Da packt es uns. Wir stehen vor einem Stück Kunst. Ein Blitzschlag; wie wenn man auf der Straße einer schönen Frau begegnet. Noch bevor wir recht wissen, was zwischen den vier goldenen Leisten vor sich geht, oder gar, „was der Künstler gewollt haben mag“, hat das Auge gesprochen und das Herz entschieden. Mag der Verstand hinterher seinen Senf zugeben oder nicht. Der ganze Vorgang ist so mächtig, so instinktiv und so plöblich, daß wir mit Sicherheit wissen, hier vollziehe sich eine Naturerscheinung, die auf einfachen, deutlichen und unabänderlichen Naturgesetzen beruht. Und wir wissen ferner, daß von dem Augenblick an, wo wir uns

in die Tiefe dieses Werkes versenken, Schauer um Schauer aus diesem toten Leinwandbilde hervorbrechen und einen Strom in unsere Seele gießen wird, der unsere Seele reicher macht, als sie zuvor gewesen.

Daher die kinderfrauenhafte Tragikomik aller Kunstschreiberei. Der Mann schildert uns eine Epoche. Gut. Er setzt das Künstlersubjekt behutsam hinein in sein historisches, geographisches, soziales Milieu. Gut. Er entwickelt mit Beredsamkeit, was dieses Subjekt fühlte und wollte, meinetwegen sogar, was es wollen mußte. Bis dahin Alles schön und gut. Nun kommt die Hauptsache. Die Identität des Geschaffenen mit diesen großen Zielen und Gedanken soll erwiesen, und damit die Berechtigung dargethan werden, daß diesem und gerade diesem Subjekt und Objekt die Ehre der weitläufigen Beschreibung zu Theil wurde. Dieser Beweis ist das wichtige und interessante Moment, dieser Beweis ist die wahre Quintessenz der Kritik; und diesen Beweis erhalten wir nicht. Nicht einmal den Versuch des Beweises. Es bleibt bei der autoritären Behauptung, durch die ein feines Ohr gelegentlich die Einflüsterung eines zünftigen Souffleurs hindurchklingen hört. Und so ist denn das Beste an der ganzen Leistung die Beredsamkeit, die Illustration und der Literaturnachweis.

Unter Kunstgenossen giebt es nur zwei Ausdrucksweisen künstlerischer Beurtheilung. Das eine Urtheil lautet: „Das ist fabelhaft“, das andere: „Das ist gemein“. Und weiter hat es noch keine Kunstkritik der Welt gebracht.

Was geschieht mit gelösten Räthseln?

Für Alles, was hier ausgesprochen wurde, wird eine Bestätigung mittelbarer Art sich einstellen, wenn wir die Gegenfrage aufwerfen: Wie verhält sich unser Kunstempfinden, wenn die Schleier des unbewußten Gesetzes gefallen sind, wenn Wissen und Erkennen an die Stelle des Empfindens getreten, mit anderen Worten: wenn die einstmalige Kunststoffbarung für uns Rezept geworden ist? Ich weiß für diesen Fall kein bezeichnenderes Beispiel als die Kunst der Hochrenaissance, die in den letzten hundert Jahren zweimal maßlos vergöttert und dreimal schmachvoll verdammt worden ist. Keine Kunst verstehen und durchschauen wir so vollkommen wie die späteren Denkmäler der raffaelischen Epoche. Wir kennen die Regeln ihrer Komposition und Massenvertheilung. Wir können die Lehren ihrer Farbenstellung literarisch nachkalkuliren. Die Technik ihrer anatomischen Auffassung, ihrer Ueberschneidungen und Verkürzungen wird auf unseren Hochschulen gelehrt, leider sogar noch immer vereint mit dem Renaissancegestus, dessen pathetische Komik uns in der Gymnasialzeit aufgezwungen wurde. Wir wissen den Truc ihrer imposanten Schönheitproportionen: Kopf und Arme zu klein, Beine zu lang, Rumpf zu breit, Augen zu groß, Nase zu schmal, Oberlippe

zu kurz, Gesicht zu oval. Ja, wir kennen sogar die Technik der Gedankenwege, die ganz abstrakte Vorgänge und Begriffe bildlich zu machen verstand, wie etwa ersichtlich in der Schule von Athen oder der Disputa; eine Technik von nüchternen, schematischer Einfachheit, die vielleicht deshalb in allen kunstgeschichtlichen Darstellungen in den Himmel erhoben wird. Wir erkennen alle diese Lehren und Rezepte so genau, daß es kaum zu verwundern wäre, wenn eines Tages ein dresdener oder karlsruher Professor — vorausgesetzt, daß er zeichnen gelernt hätte — zum Zweck einer Kirchengauschmückung in Essen oder Chemnitz einen echten Raffael zu Stande brächte. Viel aussichtsloser wäre es, den Herrn zur Herstellung eines Giorgione oder Velasquez zu verwenden. Denn in den Werken dieser Meister finden wir jene unerkannten Tiefen, jene ungesprochenen Offenbarungen, die nach zweihundert und dreihundert Jahren den selben mythischen Zauber ausstrahlen wie am ersten Tage. Oder so sagt uns doch, wie man es anfängt, um einen Menschenkopf bis auf zehn Pinselstriche zu verflüchtigen und in diesem Rest die Summe seiner geistigen und leiblichen Essenz zurückzuhalten; oder den Umriss eines Gewandes so zu führen, daß die bloße Linie dieser schwarzen Kaskade uns Stimmung aufzwingt; oder den Sehnerd unseres Auges durch Kontraste so zu demüthigen, daß es ein Stückchen gelblichen Graus als durchsichtiges Silber und einen Fleck dünnen Zinnober als tiefsten Purpursammet hinnimmt.

Wenn heute ein unbekanntes Bild von Rubens entdeckt wird, so begnügen wir einem alten Bekannten in neuem Anzug. Kommt aber ein Werk jener alten Zauberer aus Tageslicht, so dürfen wir eine Verkündigung erhoffen.

So unterscheiden sich zwei polar verschiedene Arten von Kunstgenuss, deren eine wir die akademische im Gegensatz zu der anderen, der enthusiastischen, nennen dürfen. Die erste ruht auf dem Grundsatz des latenten Gesetzes, sie ist ursprünglich und von sinnlicher Reinheit; die andere kommt zu Stande als ein Ergebnis des Studiums, der historischen Betrachtung oder der Antiquität und ist Domäne des Connaissieurs und Literaten.

Die Frage der Werthabwägung jener beiden Urhebergeruppen, an sich schon ohne sonderliches Interesse, bleibt in dieser Gedankenfolge unberührt, denn wir reden hier nicht von Kunstherzeugung, sondern von dem stillen Untergrund dieser zufälligen Erscheinung: vom Kunstempfinden. Uns genügt die Thatsache: Jahrhunderte lang hat Bewunderung, Nachahmung, Forschung, Darstellung die Reichthümer unendlich vieler Werke so erschöpft, daß uns nur noch das Auszuschmelzen larger Schlacken übrig bleibt. Mit unserem überentwickelten historischen Verständnis können wir versuchen, uns, rückwärts gewandt, zu Zeitgenossen der Alten und Ältesten zu machen und aus diesem Kostümspiel heraus uns aufs Neue zu begeistern; aber diese Begeisterung ist künstlich und dürftig; wir vermögen das Spiegelbild nicht zu umarmen.

Das erklärt, warum unser Verhältniß zu so vielen guten und besten Werken älterer Zeit so sehr ins Schwanken gerathen mußte; ich nenne vornehmlich die Kunst des Cinquecento, die Literatur und Musik des achtzehnten Jahrhunderts und — Gott verzeih mir die Sünde — die Blüthezeit der Griechen. Das erklärt, warum die Neusten in so heftige Abneigung und ihre Gegner in so hausherrverhaftete Rechtfertigungsversuche hineingerathen sind. Das Unrecht ist auf beiden Seiten, denn die Werke selbst zwar trotzen den Angriffen und spotten der Rettung: aber kraft des Gesetzes, das hier entwickelt wurde, mußten sie die Macht über unsere Seelen verlieren.

Die Aesthetik der Zurückgebliebenen.

Ueber alle Seelen freilich nicht. Das lehrt der Blick auf ein beliebiges Museumspublicum. Manche Oberlehrer, Amtsrichter und Konsistorialräthe verleben vor Werken, an denen wir still vorüber schreiten, Augenblicke des vollsten Genusses. Und dieser Genuß ist gepaart mit den selben Gefühlen der Freude, der Ehrfurcht, der Läuterung und des Menschenstolzes, die uns beseelen, wenn der Blick des Genius uns streift. Und diese Menschen sind nicht einmal die blinden Banausen, zu denen die modernen Revuen sie machen möchten; unzweifelhaft bilden sie einen erklecklichen Bruchtheil der Volkintelligenz; und daß Intelligenz und Kunstverständnis einander ausschließen: dafür ist der Beweis noch nicht erbracht.

Da wir längst klar darüber sind, daß Jeder, Somali, Papua oder Sioux, auf seine eigene Aesthetik Anspruch haben müsse, so ist es Zeit, zu lernen, daß auch im wärmsten Schoß unserer mitteleuropäischen Kultur zwei Arten von Aesthetik friedlich neben einander ruhen. Denn wenn auf der Offenbarung latenter Gesetzmäßigkeiten alles Kunstempfinden beruht, so ist klar, daß dem Einen als Offenbarung erscheint, was dem Anderen längst zur Trivialität geworden ist. Nirgends aber ist so sehr wie in unserem künstlerisch schwer begreifenden Vaterlande die Aesthetik der Vorgesessenen um generationenlange Strecken der Aesthetik der Zurückgebliebenen vorausgeeilt.

Die Gefahren dieses Zustandes sind nicht genügend gewürdigt. Unsere Künstler haben sich gewöhnt, die jeweilig ältere Generation heftig zu verdächtigen. Hierin liegt Selbsterhaltungstrieb; denn eben diese Aelteren sind die Mächtigen, die Reichen und die Lehthastten, verkörpern also Staatsgunst, Aufträge und Anerkennung. Und so scharten sie sich zusammen, um eine Exklusivkunst und ein Adeptenthum zu schaffen, das auf Gefolgschaft der Massen verzichten durfte. Zu befürchten ist, daß diese Entfremdung immer mehr auf eine Kunst für Eingeweihte, Suggestirte und Hysterisirte hinausführt, während wir mehr denn je eine Kunst für Männer brauchen.

Diese Erscheinung, die Absonderung von den Massen, die Flucht aus

der Oeffentlichkeit, hat zwar auf anderen geistigen Gebieten sich längst vollzogen und zu einer höchst eigenthümlichen und neuzeitlichen Trennung intellektueller Schichten geführt. In Wissenschaft, Technik, Industrie und Finanz haben Menschengruppen sich gebildet, die sich als Gehirne konstituirten, während sie es der Menge überließen, Arme und Beine, Lunge und Magen zu sein. Wer eine Abhandlung in Wiedemanns Annalen oder in den Transactions of the Royal Society sieht, denkt schwerlich daran, daß die kranken dreifachen Integralzeichen für das Leben Bedeutung haben. Und doch hat der geschickte Mechanikus, der die Resultate benutzt, um ein neues Telegraphensystem zu schaffen, oder der Popularphysiker, der einen Vortrag über neue Theorien der Erdbrevolution hält, nichts weiter gethan als: die Unterhaltungen jener gelehrten Herren belauscht und unseren Bedürfnissen angepaßt. Oder: zwei Gehirnmenschen einigen sich nach langen Debatten über einen Grundsatz der politischen Oekonomie; ein Glück, daß die Hausväter, die am Jahreschluß ihr Budget einschränken müssen, nicht wissen, daß sie ihren Aerger dieser Besprechung verdanken. Oder: ein Finanzmann schließt eine langwierige Kalkulation ab und setzt seinen Namen unter die Endsumme; und zwölf Monate später ist auf den Bierbänken von zwei Dupond Provinzialstädten von nichts Anderem die Rede als von der neuen Eisenbahn und fünf Landräthe toasten auf den Kulturfortschritt. Warum sollte also Aehnliches nicht auf dem Barnas sich ereignen? Ein Bürgersmann höhnt und tobt vor einem Ausstellungsbild; und über ein Kurzes muß er mit der Farbenzusammenstellung seiner Kravatte, mit dem Tapetenmuster seiner Guten Stube, mit den Bilderbüchern seiner Kinder und dem Umhang seiner Frau dem geschmähten Künstler das unbewußte Opfer seiner Bewunderung und Dankbarkeit bringen. Wieder einmal wird der Magen dem Gehirn unterjocht.

In dieser Perspektive verstehe ich die heutigen Bestrebungen jeder Sezession, die nicht eine secessio plebis, sondern eine secessio honorum in montem sacrum bedeutet. Geistig und räumlich werden Regionen geschaffen, in denen das letzte, feinste und abstrakteste Fühlen und Denken der Kunst sich äußern darf. Eine Akademie im Sinn der Alten, ein Gegenpol der Akademien im Sinn der Neuen. Hier soll in programmloser Entwicklung Geheimniß um Geheimniß der Natur dem Empfinden nahe gebracht und so der reine Kunstgenuß den Reifsten erweckt werden: der Routine und Nachahmungslust der Popularisatoren mag es dann überlassen bleiben, die Essenzen zu verdünnen und dem Genußsinn der Vielen, der Aesthetik der Zurückgebliebenen verdaulich zu machen.

Eine Gefahr habe ich erwähnt; und ein weiteres Opfer muß der Wahrheit gebracht werden. Denn manchmal will es mir scheinen, als ob das Wirken der Großen und Einsamen zwar das Interessantere, aber nicht das

Wesentliche und Bleibende ist. Das Wesentliche ist am Ende gar die träge Reaktion der breiten Menge. Vielleicht haben die großen Japaner nur gelebt, um uns neue Plakate und moderne Bücherdeckel zu schaffen; vielleicht haben Moreau und Rosssetti gemalt, damit Gerson graue Schleppkleider verkaufen und Frau Schulze einen englischen Fries auf ihre Goldtapete kleben konnte; vielleicht haben Kleist und Hebbel gedichtet und gelitten, weil die Bühnen unserer Schauspielhäuser von patriotischen Lauffereien erdröhnen und die Stridstrümpfe unserer Stiftdamen mit vaterländischen Thränen sich feuchten sollten.

Eins scheint gewiß: was man den Stil einer Zeit nennt (also das künstlerische Sammelempfinden, so trivial es sei), ist weitaus bedeutsamer als das einzelne Werk oder der einzelne Mann, der scheinbar der Einführer oder Urheber dieses Stiles war. Scheinbar: denn im Schoß der Zeit lag keimend das Bedürfnis; und wäre er, der Urheber, wie millionen andere Genialitäten, in den Windeln gestorben, so wären sechs andere entstanden, um seine Arbeit zu verrichten. Denn die Natur verzweifelt nicht. Und der Urheber selbst: war nicht Alles, was er that und schuf, Reaktion gegen die Alltäglichkeit, die ihn umgab?

Ich las neulich die Klage eines Kunstbeschreibers, der sich vor die Wahl gestellt sah, den Zusammenhängen der Thatfachen Gewalt anzuthun oder auf alles Systematisiren zu verzichten; denn er fand, daß oftmals der Vater jünger war als der Sohn und der Schüler älter als der Lehrer. Aus diesem Dilemma giebt es nur dann einen Ausweg, wenn man sich zu der Erkenntniß entschließt, daß nicht die Ereignisse wesentlich sind, sondern die Vorgänge. Dann wird man nicht mehr Geschichten der Kunstwerke, sondern die Geschichte des Kunstempfindens oder — um endlich dieses gräulichen Wortes ledig zu werden — die Geschichte des Geschmades schreiben. In ununterbrochener Kontinuität, ja, in den artigsten Sinuskurven wird man dann das Band der Entwicklung sich abrollen sehen und und mag dann, um ganz gründlich zu verfahren, auch noch den Parallelismus und die Phasenverschiebung der Ästhetik der Zurückgebliebenen in die Betrachtung einbeziehen.

Konklusion.

Das war zu viel Theorie. Ich fürchte, Leser, daß ich im Begriff bin, Dein Wohlwollen und, was schlimmer ist, Deine Aufmerksamkeit zu verlieren. Finissons.

Ein letzter Schritt ins Metaphysische bleibt uns jedoch nicht erspart; nur ein Schritt, denn die Kälte der Abstraktion schmerzt. Alle Gesetzmäßigkeit ist subjektiv. Sie liegt nicht in den Dingen, sondern wir legen sie in die Dinge hinein. Es ist der Faden, an den wir willkürlich die

Erscheinungen reihen, um ihrer habhaft zu werden, um sie unserem Besitz zu unterwerfen. In einem Block kararischen Marmors hängen die Kristalle von kohlensaurem Kalk unentwirrbar, jedes mit jedem zusammen. Die Hand, die eine Athene daraus meißelt, trennt die Verbindungen, die ihr unnütz erscheinen, und läßt von allen Zusammenhängen nur die bestehen, die ihr die rechte Oberfläche bilden. Und hätte sie einen Gros schaffen wollen, so würden die willfährigen Körner den veränderten Hammerschlägen mit neuen Flächenscharungen sich dienstbar erwiesen haben. Der Block selbst aber hat weder mit dem Bilde des Gros noch mit dem der Athene Etwas zu schaffen. Eben so: Fünf Menschen betrachten einen Baum; dem Einen ist er ein botanisches Specimen, dem Anderen Unterholz, dem Dritten ein Farbensfleck, dem Vierten eine Silhouette, dem Fünften ein lebendiger Organismus. Keine dieser Auffassungen ist wahr, keine falsch; Jeder wirft mit der Zauberlaterne seines Geistes ein buntes Bild in den Nebel und freut sich des Widerscheinens. Da nun das Empfinden einer Gesetzmäßigkeit den Zustand hervorruft, den wir ästhetischen Genuß nennen, so ergibt sich, daß der Genuß der Natur oder des Kunstwerkes eigentlich ein Genuß unseres eigenen Geistes — oder des größeren Geistes jenes Kunsturhebers — ist. Daher kann der Satz: Schön — oder besser: anschauungswürdig — ist, was eine latente Gesetzmäßigkeit zur Empfindung bringt, in die weniger präzise, aber subjektivere Form gegossen werden: anschauungswürdig kann nur sein, was von einem Blick Zeugniß ablegt, der freier und reicher ist als der unsere. Unsere Zeit hat denn auch ein entschiedenes Empfinden dafür erworben, daß Genialität der Urgrund allen Kunstgenusses sein müsse, und sich gewöhnt, das schlechtere Werk des stärkeren über das bessere Werk des schwächeren Schöpfers zu erheben. Und unsere Künstler haben in gleicher Erkenntniß zu Gunsten einer gewaltsamen Steigerung ihrer Originalität und Persönlichkeit vielfach auf Vertiefung, Respekt vor der Natur und Meisterschaft verzichtet.

Die subjektivere Formulirung und Auffassung gestattet uns, die Erscheinung (das Phänomen) des Kunstgenusses in der Weise zu verbildlichen, daß wir uns in den Geist eines Größeren zu Gast geladen denken. Mit seinen helleren Augen und feineren Nerven läßt er uns über die Welt blicken, — und das vertraute Bild ist verwandelt. Was getrennt und zusammenhanglos war, fäßt sich in große Linien und Formen zusammen; und was wirr und unauf löslich erschien, sondert sich in harmonische Massen und Kontraste. Der Gast fühlt sich über das eigene Ich hinausgehoben und empfindet zum ersten Mal, der steinernen Sphinx der Erkenntnißprobleme zum Trotz, Etwas wie ein klein Wenig Gewißheit, daß mit dem eigenen intellektuellen Befristand der geistige Inhalt der Welt nicht erschöpft sei.